

**www.e-rara.ch**

**Lesebuch für die erste Stufe der Sekundarschule**

**Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Sankt Gallen**

**St. Gallen, 1921**

**Stiftung Pestalozzianum**

Shelf Mark: LA 1376 h

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-90191>

[81. - 90.]

---

**www.e-rara.ch**

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

---

**Nutzungsbedingungen** Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

**Terms of Use** This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

**Conditions d'utilisation** Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

**Condizioni di utilizzo** Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Fährt jubelnd mit zur Endstation, —  
Das ist des Tages reichster Lohn . . .  
Sei jedem, wie und wo er auch fährt,  
Solch eine Strecke Weges beschert!

Jakob Löwenberg.

### 81. Die alte Waschfrau.

**D**u siehst geschäftig bei dem Linnen  
Die Alte dort in weißem Haar,  
Die rüstigste der Wäscherinnen  
Im sechsundstebenzigsten Jahr.  
So hat sie stets mit sauerm Schweiß  
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen  
Und ausgefüllt in treuem Fleiß  
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

2. Sie hat in ihren jungen Tagen  
Geliebt, gehofft und sich vermählt;  
Sie hat des Weibes Los getragen,  
Die Sorgen haben nicht gefehlt;  
Sie hat den frankten Mann gepflegt;  
Sie hat drei Kinder ihm geboren;  
Sie hat ihn in das Grab gelegt  
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

3. Da galt's, die Kinder zu ernähren;  
Sie griff es an mit heiterm Mut,  
Sie zog sie auf mit Zucht und Ehren,  
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.  
Zu suchen ihren Unterhalt,  
Entließ sie segnend ihre Lieben,  
So stand sie nun allein und alt,  
Ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen  
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,  
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,  
Das Garn dem Weber hingbracht;  
Der hat's gewebt zu Leinwand.  
Die Schere brauchte sie, die Nadel,  
Und nähte sich mit eigner Hand  
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,  
 Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;  
 Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,  
 Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.  
 Sie legt es an, des Herren Wort  
 Am Sonntag früh sich einzuprägen;  
 Dann legt sie's wohlgefällig fort,  
 Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

6. Und ich, an meinem Abend, wollte,  
 Ich hätte, diesem Weibe gleich,  
 Erfüllt, was ich erfüllen sollte  
 In meinen Grenzen und Bereich;  
 Ich wollt', ich hätte so gewußt,  
 Am Kelch des Lebens mich zu laben,  
 Und könnt' am Ende gleiche Lust  
 An meinem Sterbehemde haben.

Adalbert von Chamisso.

## 82. Aus dem schlesischen Gebirge.

**N**un werden grün die Brombeerheiden;  
 Hier schon ein Weilchen, welch ein Fest!  
 Die Amsel sucht sich dürre Stecken,  
 Und auch der Buchfink baut sein Nest.  
 Der Schnee ist überall gewichen,  
 Die Koppe nur steht weiß ins Thal;  
 Ich habe mich von Haus geschlichen,  
 Hier ist der Ort — ich wag's einmal:  
 Rübzahl!

2. Hört er's? Ich seh' ihm dreist entgegen!  
 Er ist nicht böß! Auf diesen Block  
 Will ich mein Leinwandpäddchen legen —  
 Es ist ein richt'ges volles Schock —  
 Und fein! ja, dafür kann ich stehen!  
 Kein bess'res wird gewebt im Thal. —  
 Er läßt sich immer noch nicht sehen;  
 Drum frischen Mutes noch einmal:  
 Rübzahl!

3. Kein Laut — ich bin ins Holz gegangen,  
Daß er uns hilft in unsrer Not.  
O, meiner Mutter blasse Wangen!  
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!  
Der Vater schritt zu Markt mit Fluchen;  
Fänd' er doch Käufer nur einmal!  
Ich will's mit Rübezah! versuchen. —  
Wo bleibt er nur? zum drittenmal: —  
Rübezah!

4. Er half so vielen schon vorzeiten,  
Großmutter hat mir's oft erzählt:  
Ja, er ist gut den armen Leuten,  
Die unverschuldet Glend quält.  
So bin ich froh denn hergelaufen  
Mit meiner richt'gen Ellenzah!  
Ich will nicht betteln, will verkaufen.  
O, daß er käme! — Rübezah!  
Rübezah!

5. Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,  
Vielleicht gar hät' er mehr sich aus;  
Das wär' mir recht, ach, gar zu viele  
Gleich schöne liegen noch zu Haus!  
Die nähm' er alle bis zum letzten.  
Ach, fiel' auf dies doch seine Wah!  
Da löst' ich ein selbst die versehten;  
Das wär' ein Jubel! Rübezah!  
Rübezah!

6. Dann trat' ich froh ins kleine Zimmer  
Und rief: „Vater, Geld genug!“  
Dann seufzt' er nicht, dann sagt er nimmer:  
Ich web' euch nur ein Hungertuch!  
Dann lächelte die Mutter wieder  
Und tiischt' uns auf ein reichlich Mahl;  
Dann jauchzten meine kleinen Brüder. —  
O käm', o käm' er! Rübezah!  
Rübezah!

7. So rief der dreizehnjäh'ge Knabe,  
So stand und rief er, matt und bleich.  
Amsonst! nur dann und wann ein Rabe  
Flog durch des Onomen altes Reich.

So stand und paßt' er Stund auf Stunde,  
Bis daß es dunkel ward im Thal,  
Und er halblaut mit zuckendem Munde  
Ausrief durch Tränen noch einmal:

„Rübezahl!“

8. Dann ließ er still das busch'ge Fleckchen  
Und zitterte und sagte: „Hu!“  
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen  
Dem Jammer seiner Heimat zu.  
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,  
Matt von der Bürde, die er trug.  
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen  
Zum Hunger= halb das Leichentuch.

Rübezahl?

Ferdinand Freiligrath.

### 83. Drei Tage und zwei Lieder.

#### I.

„Hu, wie kalt! Müssen einheizen, Herr Professor!“ So sprach zu dem Dichter Gellert sein Arzt, ein kleiner, dicker Mann. „Wollen Sie sich denn ganz verderben? Sie müssen wärmer sitzen.“ Gellert lächelte wehmütig. „Mein Holz hat die Schwindsucht,“ sagte er, „und mein Geld dazu. Doch, Herr Doktor, seien Sie zufrieden; ich will schon 5 sorgen.“ Der Doktor bückte sich über Gellerts Schreibtisch und sagte fragend: „Ah, ein neues Lied?“ — Gellert nickte mit verlegenem Gesichte. Der Doktor hielt es gegen das mit Eisblumen gezierte Fenster, und als er das Lied gelesen, sprach er: „Vortrefflich! ein schönes, echt christliches Lied. Lieber Herr Professor, das muß ich für meine Frau 10 abschreiben. Morgen erhalten Sie's wieder.“ Dann fühlte der Doktor Gellerts Puls und sagte: „Immer noch langsam. Das Sitzen ist ein Elend für Sie. Sollten einen Gaul haben, sollten reiten! Müssen ein Pferd kaufen!“ — „Schon wieder kaufen? Haben Sie nicht noch mehr solche wohlfeile Rezepte, Herr Doktor? Kommen mir jetzt sehr ge- 15 legen,“ erwiderte Gellert mit traurigem Lächeln.

Der Doktor entfernte sich wieder. Gellert versiel ins Nachsinnen. Gestern hatte er noch dreißig Taler, heute nichts mehr; sein Holz reichete höchstens noch acht Tage; Einnahmen waren nicht zu erwarten.

Wo waren denn die dreißig Taler von gestern hingekommen? 20

In einer abgelegenen Gasse der Stadt Leipzig war ein Häuslein, das gehörte dem reichen Geizhals Reidhardt. Es war ein miserables

Gebäude, brachte aber doch noch seine Zinsen. Schon seit Jahren wohnte ein armer, gottesfürchtiger Schuhmacher mit Frau und vielen Kindern darin. Die Sorge ums tägliche Brot war hier zur Herberge, und es ging ihnen recht kümmerlich. Im Sommer hatten sie sich  
 5 noch so ziemlich durchgeschlagen; aber jetzt war es Winter, Kriegszeit, große Kälte und der Verdienst kümmerlich; zudem nahte die Zeit der Hausmiete, die zu dreißig Talern aufgelaufen war, und schon hatte der geizige Reidhardt mit Hinauswerfen gedroht. — Da ging die Frau noch einmal zu dem Hartherzigen; aber der kannte kein Erbarmen.  
 10 Unter tausend Tränen bat sie ihn um Geduld; sie hatten ja immer ehrlich bezahlt. Alles war umsonst. — Es nahte der schreckliche Tag. Der Kummer hatte den Ernährer aufs Krankenbett geworfen. Kalte Luft drang durch die durchlöcherten Fenster, und sechs unmündige Kinder standen um den kalten Ofen, frierend, hungernd, weinend. Der  
 15 Mutter wollte das Herz brechen. Der Vater aber sprach: „Gott hat gesagt: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen. Kommt, wir wollen beten!“ Der Vater betete inbrünstig, gläubig. Und als er Amen gesagt, leuchtete ein Strahl frohen Vertrauens ins matte Herz. Die Mutter aber ging mit zwei Kindern  
 20 hinaus auf den Zimmerplatz, Späne aufzulesen. Es war ein heller Wintertag; ein kalter Ostwind blies mit schneidender Schärfe durch die dünnen Höcklein der Armen, daß sie zitterten vor Frost und Hunger. Zu eben dieser Zeit war Gellert seiner Gesundheit wegen ausgegangen und folgte im warmen Pelzrock der Mutter und den Kindern. Die Kinder waren vorausgesprungen; die Mutter kam langsamen  
 25 Schrittes nach, und unter hellen Tränen setzte sie sich auf einen Stein nieder. — Gellert kannte Kummer und Not. Bei kärglichem Einkommen und dreizehn Kindern waren beide oft in seinem Vaterhause zu Gast gewesen. Darum ging er leise zu der Armen und fragte sie so liebe-  
 30 reich nach ihrer Not, daß seine Worte ihr tief in die Seele drangen und sie all ihren Kummer und Jammer dem unbekanntem Herrn mitteilen konnte: wie Reidhardt sie heute oder morgen zur Wohnung hinauswerfen werde, wenn sie die dreißig Taler nicht zahlen könnten, und wie das ihres Mannes Tod sein werde, und wie sie und ihre  
 35 Kinder würden vor Hunger sterben müssen.

„Frau,“ rief Gellert, „der Herr lebt noch, und wenn Ihr glaubt, werdet Ihr seine Herrlichkeit sehen.“ Er befahl der Frau, ihm zu folgen, schloß zu Hause sein Pult auf, nahm dreißig Taler heraus und gab sie der Frau. Als diese vor Freude niederfallen und seine  
 40 Knie umklammern wollte, wehrte er ab und sagte: „Danket Gott,

der Euer Gebet erhört hat. Geht jetzt, aber nicht früher als um elf Uhr, zu Reidhardt, ihm das Geld zu bringen.“

Kurz vor elf Uhr ging Gellert zu dem alten Reidhardt, der eben vor einem Tisch mit Geld saß und es ungern hatte, daß er gestört wurde, aber einem so allgemein geachteten Manne gegenüber artiger sein mußte, als es ihm ums Herz war. — Gellert sagte: „Herr Reidhardt, von Ihnen kann man gewiß viel Gutes lernen. Sie werden die Kunst verstehen, mit Ihrem Gottesseggen wahrhaft wohlzutun.“ — Der Geizhals war in Verlegenheit; denn gut deutsch sagte ihm sein Gewissen das Gegentheil, und er wünschte den Professor über alle Berge. Gellert aber fuhr fort, von den seligen Freuden des Wohltuns so eindringlich zu reden, daß es dem Wucherer ganz warm ums Herz wurde.

Da schlug es elf, und mit dem Schläge trat die arme Frau herein mit einem freudestrahrenden Gesicht und rief: „Da bringe ich Ihnen die dreißig Taler, und jetzt geben Sie mir auch das Brieflein wieder, das Ihnen mein todtkranker Mann geschrieben, daß sie uns nicht sollten aus dem Hause werfen.“ — Dem Reidhardt war's, als stünde er auf Kohlen, und er sagte: „Ach, es hätte nicht so pressiert; es war ja nicht so ernst gemeint. Ihr seht ja, daß ich Besuch habe; geht jetzt!“ Unterdessen ergriff er mit seinen knöchigen Fingern die Rolle und schob sie in die Tasche. Die Frau aber fuhr fort: „Ja, ja, jetzt sagen Sie, es sei Ihnen nicht ernst gewesen. Gestern aber sagten Sie: Geld muß her, oder ich werfe Euch mit Eurem Plunder auf die Straße. Wir haben Ihnen nicht geflucht; wohl aber hat mein Mann für Sie gebetet, daß Gott Ihnen das steinerne Herz wegnehmen möchte, und heute hat Gott unser Elend angesehen: wie ich auf einem Straßensteine weine, hat mich dieser gute Herr da gefunden und hat mir die dreißig Taler geschenkt.“ — Gellert winkte, daß sie schweigen sollte; die Frau aber sagte: „Winken Sie nur; ich muß es sagen, sonst drückt's mir das Herz ab.“ — Reidhardt wurde rot bis über die Ohren. Aber auf einmal nimmt er sich zusammen, gibt der Frau die dreißig Taler, streicht am Pult einen Posten durch und spricht: „Frau, Eure Schuld ist bezahlt, kaufet Brot und pfleget Euren Kranken.“ — Und zu Gellert sprach er: „Vortrefflicher Mann, Sie können nicht nur schön schreiben, sondern noch schöner handeln. Wir wollen zusammen zu der armen Familie gehen.“

Gesagt, getan. Und ins elende Stübchen schien ein Sonnenbild göttlicher und menschlicher Hilfe, und des Schuhmachers Gebet wurde über Bitten und Verstehen erhört; denn Reidhardt tat der Haushaltung von dem Tage an viel Gutes.

II.

Der kleine, dicke Doktor hatte sich beim Weggehen noch Gellerts Holzvorrat zeigen lassen und dazu den Kopf geschüttelt, dennoch aber befohlen, man solle dem kranken Herrn recht tüchtig einheizen. Jetzt wollte er heim und seiner Frau das neue Lied Gellerts bringen; aber  
5 wie er um die Ecke biegt, redet ihn eine arme Frau an: „Herr Doktor, kommen Sie doch zu meinem Mann. Der Herr Professor Gellert und der Herr Reidhardt haben es gesagt.“ — „Schon wieder Gellert,“ brummte der Doktor. „Kennt Ihr den, Frau?“ „Ja,“ antwortete die Frau, und Mund und Herz gingen ihr auf. Und der Doktor rief:  
10 „Aha, da ist das Geld hingekommen, darum friert er!“ Der Frau fiel es schwer aufs Herz, als sie hörte, daß der liebe Herr um ihrer willen Mangel leiden sollte. Der Doktor aber sagte: „Habt nur keinen Kummer. So einen verläßt der liebe Gott nicht.“

Der Doktor verschreibt etwas und eilt jetzt nach Hause. Da steht  
15 ein Bursche mit einem ledigen, gesattelten Pferde. — „Was gibt's?“ fragte der Doktor. — „Der Schultheiß von Bachau läßt um Gotteswillen bitten, gleich hinauszukommen; seine Frau ist gefährlich erkrankt.“ Der Doktor schwingt sich auf das Pferd und trabt davon. Es war fast nicht durchzukommen. Preussisches Militär nahm die  
20 Straße ein. Endlich kommen sie vor des Schultheißens Haus, und der Doktor geht an seine Pflicht. Als die Gefahr vorüber ist, muß er Platz an der Tafel nehmen, wo eben preussische Offiziere bei der Mahlzeit sitzen; denn der Schultheiß hatte auch eine Wirtschaft. „Herr Doktor, Sie sind wohl von Leipzig?“ fragte der vornehmste der Offiziere. „Zu  
25 dienen,“ antwortete der Doktor. — „Kennen Sie auch den Professor und Dichter Gellert?“ — Jetzt legte der Doktor Messer und Gabel hin und erwiderte: „Ich bin sein Arzt und sein Freund.“ — „So; man hat mir gesagt, er sei kränklich.“ — „Das ist er leider; sollte mehr Bewegung haben; habe ihm diesen Morgen gesagt, er solle sich  
30 einen Klepper kaufen.“ — „Und das wird er doch tun?“ — „Ja,“ sagte lächelnd der Doktor, „das Wollen wäre schon da; aber zum Vollbringen kann es nicht kommen.“ — „Ist Gellert arm?“ fragte der Offizier teilnehmend. — „Arm wie eine Kirchenmaus.“ — Und nun erzählte der Doktor alles, was er wußte, namentlich vom Reidhardt  
35 und vom armen Schuster. Der Offizier schlug die Hände zusammen, indem er rief: „Und so ein herrlicher Mann kann kein Holz und kein Pferd kaufen! Aber Herr Doktor, lassen Sie mich doch Gellerts Handschrift und sein neues Lied sehen, von dem Sie sprachen,“ und der Offizier las:

- |   |  |
|---|--|
| <p>1. Ich hab in guten Stunden<br/>Des Lebens Glück empfunden<br/>Und Freuden ohne Zahl.<br/>So will ich denn gelassen<br/>Mich auch im Leiden fassen;<br/>Welch Leben hat nicht seine Dual?</p>                      | <p>4. Laß du mich Gnade finden,<br/>Mich alle meine Sünden<br/>Erkennen und bereu'n.<br/>Jetzt hat mein Geist noch Kräfte,<br/>Sein Heil laß mein Geschäfte, 5<br/>Dein Wort mir Trost und Leben sein.</p>   |
| <p>2. Ja, Herr, ich bin ein Sünder,<br/>Und stets strafft du gelinder,<br/>Als es der Mensch verdient.<br/>Will ich, beschwert von Schulden,<br/>Kein zeitlich Weh erdulden,<br/>Das doch zu meinem Besten dient?</p> | <p>5. Wenn ich in Christo sterbe,<br/>Bin ich des Himmels Erbe;<br/>Was schreckt mich Grab und Tod?<br/>Auch auf des Todes Pfade 10<br/>Vertrau ich deiner Gnade;<br/>Du, Herr, bist bei mir in der Not.</p> |
| <p>3. Dir will ich mich ergeben,<br/>Nicht meine Ruh', mein Leben<br/>Mehr lieben als den Herrn.<br/>Dir, Gott, will ich vertrauen<br/>Und nicht auf Menschen bauen;<br/>Du hilffst und du errettest gern.</p>        | <p>6. Ich will dem Kummer wehren,<br/>Gott durch Geduld verehren,<br/>Im Glauben zu ihm flehn. 15<br/>Ich will den Tod bedenken;<br/>Der Herr wird alles lenken,<br/>Und was mir gut ist, wird geschehn.</p> |

Alle Tischgenossen waren von dem Liede tief ergriffen, und dem Schultheißen, der eben erst Schweres erlebt, standen die Tränen in 20 den Augen. Der Offizier bat den Doktor um die Erlaubnis, eine Abschrift von dem herrlichen Liede zu nehmen, und rief seinem Adjutanten zu: „Schreiben Sie doch das Gedicht genau und hübsch ab!“ Der Schultheiß aber, der unten am Tisch saß, rief: „Und ein Mann, der so köstliche Lieder macht, sollte sich in diesem Winterwetter keine warme 25 Stube machen können? Lieber wollte ich acht Tage frieren wie ein Windhund. So wahr mir Gott heute aus der Not geholfen hat, das muß anders werden!“ Er machte das Fenster auf: „He, Frig! auf der Stelle belade den großen Güterwagen mit Buchenholz, was darauf geht, fahre mit vier Pferden nach Leipzig zum Professor Gellert, sage, 30 ich lasse ihn freundlich grüßen, und das sei ein Geschenk für das schöne Lied: ‚Ich hab in guten Stunden‘, — und er solle sich eine warme Stube machen.“ — „Bravo!“ riefen alle Anwesenden. Und gegen Abend lag vor Gellerts Hause ein mächtiger Haufe Holz. Der Doktor aber nahm einen der Offiziere auf die Seite und fragte, wer der 35 hohe Offizier sei, der das Wort geführt, und erhielt zur Antwort: „Das ist der Prinz Heinrich von Preußen.“

Gellert aber, als er das Holz sah und hörte, das sei für das Lied, das er erst gestern gemacht, schüttelte den Kopf, konnte sich's

nicht erklären, wie das zugegangen sei, und wußte nichts Besseres zu tun, als mit herzlichem „Gott Lob und Dank!“ zur Ruhe zu gehen.

### III.

Unterdessen war ein ganzes preußisches Heer in Leipzig einge-  
zogen, und am andern Morgen war alles voll Soldaten, und unser  
5 kleiner Doktor wußte fast gar nicht durchzukommen. Auf der Straße  
begegnete ihm der alte Reihardt und sagte: „Herr Doktor, wie geht's  
dem armen Schuster?“ — „Ja, dem haben Sie die beste Mixtur ver-  
schrieben!“ rief lachend der Doktor. „Aber wissen Sie auch, daß Gellert  
die dreißig Taler an seinem Munde abgespart hat, dafür jetzt keinen  
10 Pfennig mehr besitzt und keinen zu bekommen weiß und doch noch ein  
Lied dabei machen kann?“ — Und der Doktor las dem Reihardt das  
Lied vor, und der strich sich eine Träne aus den Augen, ging nach  
Hause, packte dreißig Taler zusammen, schrieb auf ein Papier: „Für  
das Lied: Ich hab in guten Stunden“ — gab sie seiner Magd und  
15 sprach: „Da, lauf hin zum Professor Gellert und gib das Päcklein ab,  
sage aber nicht, woher es kommt.“

Gellert saß eben am Schreibtisch. Als er das Päcklein öffnete  
und las, rief er aus: „Das ist doch zu bunt! Haben denn die Leute das  
Lied schon gedruckt in Händen? Der Doktor wird doch nicht — —.“  
20 Während er so grübelte, klopfte man. Es tritt ein preußischer Stabs-  
offizier herein und meldet, daß Seine Königliche Hoheit, Prinz Heinrich  
von Preußen, der seit gestern in Leipzig sei, anfrage, wann er den  
Herrn Professor besuchen könne. „Mich besuchen? der Prinz von  
Preußen mich besuchen? das muß ein Irrtum sein. Sagen Sie Ihrem  
25 Herrn, daß ich es mir zur hohen Ehre anrechnen werde, ihm meine  
Aufwartung zu machen. Bin ich auch krank, so bin ich doch nicht bett-  
lägerig.“ Der Offizier erwiderte: „Allerdings, Herr Professor, wollte  
Seine Königliche Hoheit Sie besuchen; denn er achtet Sie sehr hoch.  
Wollen Sie sich aber zu ihm bemühen, so freue ich mich, Sie begleiten  
30 zu dürfen.“

Gellert zog schnell sein bestes Kleid an, und nun ging's zum  
Prinzen. Der hohe Herr reichte dem Professor sehr freundlich die Hand  
und sagte: „Ich freue mich ungemein, den Dichter des Liedes: ‚Ich  
hab in guten Stunden‘, vor mir zu sehen.“ Wieder wußte Gellert  
35 nicht, ob's mit rechten Dingen zugehe, daß der Prinz ebenfalls von  
diesem Liede sprach, getraute sich aber nicht, der Sache genauer nach-  
zufragen. „Man hat mir gesagt,“ fuhr der Prinz fort, „daß Sie  
unwohl seien. Sie sitzen wahrscheinlich zu viel, sehen auch nicht gesund

aus.“ „Mein Beruf macht das Studieren und Sitzen notwendig,“ erwiderte Gellert. „Mag sein; aber Sie müssen sich und dem deutschen Volke Ihr Leben zu erhalten suchen, sich mehr Bewegung machen. Sollten ein Pferd halten und täglich ausreiten.“ — „Wohl wahr, Königliche Hoheit, mein Arzt rät mir's auch an; aber nicht jeder hat 5 die Mittel dazu.“ — „Wohl wahr, Herr Professor, besonders wenn man die letzten dreißig Taler auf einmal einer armen Haushaltung spendet.“ Gellert senkte die Augen nieder und wurde schamrot. Der Prinz sah das, ergriff Gellerts Hand und sagte: „Edler Mann, es sei fern von mir, das tadeln zu wollen, was Ihnen einen Gotteslohn 10 bringen muß. Erlauben Sie mir, Ihnen ein Pferd zu verehren, dessen fromme Art es zu einem Reitpferd für einen Mann des Friedens geeignet macht.“ Gellert wollte danken, aber die Worte stockten. Der Prinz selbst war tief bewegt und sagte: „Ein Geschäft ruft mich ab. Leben Sie wohl, teurer Mann!“ 15

Gellert brauchte Zeit, sich zu sammeln. Als er zu seiner Haustür kam, hieben die Holzspalter drauf los, und es stand ein wunderschönes Roß mit prächtigem Sattel und stattlich gezäumt davor, und seine Hauswirtin rief ihm zu: „Herr Professor, es geschehen Wunder und Zeichen!“ Gellert aber dichtete aus dankerfülltem Herzen das Lied: 20

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!  
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?

Am Abend kam der Doktor. Da gab ein Wort das andere, und der kleine, dicke Mann wollte fast zerspringen vor Lachen und Herzensfreude, und endlich rief er, indem er Hut und Stock nahm: „Diesmal 25 hat Gott der Herr selbst die rechten Rezepte verschrieben und gleich dafür gesorgt, daß die rechten Apotheker sie machen mußten.“

W. D. v. Horn.

#### 84. Der arme Musikant.

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist eine sehr große öffentliche Gartenanlage voll herrlicher Bäume und der Hauptspaziergang und Belustigungsort der 30 Wiener. Viel Volk strömte hinaus, und jung und alt, vornehm und gering freute sich dort des Lebens, und es kamen auch viele Fremde, die sich an der Volkslust ergötzen. Wo fröhliche Menschen sind, da hat auch der etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit seiner glücklichen Mitmenschen gewiesen ist. So waren denn hier eine Menge Bettler, Orgel- 35 männer, Harfenmädchen, die sich ihren Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine kleine Pension zum Unterhalte nicht ausreichte. Betteln wollte er nicht. Er griff daher zu der Violine, die zu spielen er von seinem Vater erlernt hatte, der ein Böhme gewesen war. Er spielte unter einem alten  
 5 Baume im Prater, und seinen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß er vor ihm saß und den alten Hut im Maul hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten. Heute stand er auch da und fiedelte, und der Pudel saß vor ihm mit dem Hute; aber die Leute gingen vorüber, und der Hut blieb leer. Hätten  
 10 ihn die Leute nur einmal gesehen, sie hätten Barmherzigkeit haben müssen! Dünnes, weißes Haar deckte kaum seinen Schädel; ein alter, fadenscheiniger Soldatenmantel war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte er mitgekämpft, und fast jede hatte ihm in einer Narbe einen Denkfettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nötig  
 15 war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätschentugel hatte die zwei andern bei Aspern mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit nahm ihm eine größere das Bein weg. Und doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte doch für den letzten Kreuzer Saiten auf seine Geige gekauft und spielte mit  
 20 aller Kraft seine alten Märsche und Tänze. — Trübe und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmasse, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Puges. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele; denn heute abend mußte er hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. Sein Pudel war in der Tat besser  
 25 dran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege einen Knochen unter einem Gußsteine, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war's ziemlich spät am Nachmittage. Seine Hoffnung war so nahe am Untergange wie die Sonne; denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Da legte sich ein recht tiefes Leid auf das wetterharte,  
 30 vernarbte Gesicht. Er ahnte nicht, daß nicht weit von ihm ein stattlich gekleideter Herr stand, der ihm lange zuhörte und ihn mit dem Ausdruck tiefempfundenen Mitleides betrachtete. — Als endlich alles fruchtlos blieb und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum mehr trug, setzte er sich auf einen Stein,  
 35 stützte die Stirn in die hohle Hand, und die Erde sog einige heimliche Tränen ein, und die sagt's nicht wieder.

Der Herr aber, der dort am Stamme der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die verstümmelte Hand die Tränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sehe. Es war aber, als wenn  
 40 die Tränen wie siedendheiße Tropfen dem Herrn auf das Herz gefallen

wären, so rasch trat er herzu, reichte dem Alten ein Goldstück und sagte: „Leihet mir Eure Geige ein Stündchen!“ Der Alte sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umging, wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verstand der Invalide doch und reichte ihm seine Geige. Sie war nun so schlecht nicht; nur der gewöhnliche Geiger krazte so übel. Er stimmte sie glockenrein und sagte: „Kollege, nun nehmt Ihr das Geld, und ich spiele.“ — Der fing nun an zu spielen, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, sie sei es gar nicht mehr; denn der Ton ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war's, als jubierten Engelftimmen in der Geige, und dann wieder, als klagten Töne schweren Leids aus ihr heraus, die das Herz so bewegten, daß die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute stehen, sahen den stattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne; jedermann sah's; der Mann geigte für den Armen; aber niemand kannte ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer. Selbst die Kutschen der Vornehmen hielten an. Und, was die Hauptsache war, jedermann sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut, auch Kupfer, je nachdem das Herz war. Der Pudel knurrte. War's Vergnügen oder Ärger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „Macht ihn leer, Alter!“ riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!“ Der Alte tat's, und richtig! er mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sack, in den er die Violine zu stecken pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, daß ein Bravo über das andere erschallte. Alle Welt war entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ über. Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Österreicher liebten ihren Kaiser Franz von ganzem Herzen; allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war; dann legte er rasch die Geige in des glücklichen Invaliden Schoß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war er fort.

„Wer war das?“ rief das Volk. — Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl; es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher, der hier seine Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte. Laßt uns aber auch sein edles Beispiel nicht vergessen!“

Der Herr hielt seinen Hut hin, und aufs neue flogen Sechsbäzner in den Hut des Herrn, der diesmal für den Invaliden aufhob. Alles 40

gab, und als dann der Herr abermals das Geld in des Invaliden Sack geschüttet, rief er: „Boucher lebe hoch!“ — „Hoch! hoch! hoch!“ rief das Volk. Und der Invalide faltete seine Hände und betete: „Herr, belohne du es ihm reichlich!“

5 Und ich glaube, es gab an diesem Abende zwei Glückliche mehr in Wien. Der eine war der Invalide, der nun weithin seiner Not enthoben war, und der andere war Boucher, dem sein Herz ein Zeugnis gab, um das man ihn beneiden möchte.

W. O. v. Horn.

### 85. Am Ziel.

Es war einmal ein reicher Mann, der am Wohltun eine so große  
10 Freude fand, daß er ihretwegen jede andere Freude, ja sogar jedes eigene Behagen aufgab. Er wohnte in einer Dachstube, nährte und kleidete sich ärmlich und galt insolgedessen bei allen seinen Bekannten für einen abscheulichen Geizhals. Obwohl er das wußte, brachte er es doch nicht über sich, irgend jemandem einen Einblick in seine Ver-  
15 mögensverwaltung zu gestatten. Sich selbst gab er von derselben genaue Rechenschaft in einem Buche, das er sorgfältig führte, und das er denen zu hinterlassen gedachte, deren Tadel ihn am meisten verdrossen hatte.

Er wurde alt; er langte am Ende seiner Tage und seines Reichthums an. Das Buch blieb sein Glück, seine Erquickung. Wenn er darin las,  
20 stiegen beseligende Erinnerungen vor ihm empor; er sah Verzweifelte wieder hoffen, sah gebrochene Menschen sich aufrichten an seiner Hand. Und die toten Buchstaben belebten sich, und aus den stummen Blättern klang es wie leises Rauchen heraus, wie hold geflüsterter Segen.

Die Sterbestunde des Greises kam; zum letzten Male griff er nach  
25 seinem Buche und dachte: ich gehe, aber du bleibst und wirst von mir erzählen. —

Da durchblitzte ihn plötzlich die Frage: Und was? — daß mir Unrecht geschehen... den einen gleichgültig, den andern ein ewiger Stachel? Wem zum Nutzen? Keinem. Nur mir zum Nachruhm...

30 Beschämt senkte er sein Haupt. Angefichts der großen Stunde, wie klein erschien ihm, womit er sich getröstet hatte, viele Jahre hindurch! Wie klein, wie eitel!

Und nun verbrannte er das Buch und freute sich, daß seine erlahmenden Hände noch die Kraft dazu fanden; und mit den verglimmenden  
35 Blättern zugleich erloschen seine Augen.

Marie v. Ebner-Eschenbach.

## 86. Herr Charles.

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein wunderschönes Büblein auf dem Knie und machte ein Gesicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sei und sein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier kranken, halb erfrorenen Kindern in die Stube. 5  
 „Da bring ich Euch die Kinder!“ Der Kaufmann sah den Polen kurios an. „Was soll ich mit diesen Kindern tun? Wem gehören sie? Wer schickt Euch zu mir?“ — „Niemand gehören sie,“ sagte der Pole, „einer toten Frau im Schnee allenfals, siebzig Stunden herwärts Wilna. Tun könnt Ihr mit ihnen, was Ihr wollt.“ — Der Kaufmann 10  
 sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte sein,“ und der Hausfreund glaubt's auch nicht. Allein der Pole erwiderte, ohne sich irre machen zu lassen: „Wenn Ihr der Herr Charles seid, so bin ich am rechten Ort,“ und der Hausfreund glaubt's auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Französin, eine Witwe, schon lange im Wohl- 15  
 stande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor fünf Jahren die Franzosen in Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohlgefiel. Denn das Blut verleugnet sich nicht, und nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, 20  
 mußte sie, weil sie verdächtig sei, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Land reisen. Sonst hätte sie sich nach Petersburg gewendet, wo sie einen reichen Better zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht und unter unsäglichen Leiden schon bis nach Wilna gekom- 25  
 men war, krank und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Wilna einen edlen russischen Fürsten an und klagte ihm ihre Not. Der edle Fürst schenkte ihr dreihundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Better habe, stellte er ihr frei, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob 30  
 sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Büblein an, weil es das verständigste und kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?“ — „Wo du hingehst, Mutter,“ sagte der Knabe und hatte recht. Denn er ging noch vor der Abreise ins Grab. Also verfuhr sie sich mit dem Notwendigen und 35  
 affordierte mit einem Polen, daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Better; denn sie dachte, er wird das Fehlende schon darauf legen. Aber alle Tage kränker auf der langen,

beschwerlichen Reise, starb sie am sechsten oder siebenten. — „Wo du hingehst!“ hatte der Knabe gesagt, und der arme Pole erbte von ihr die Kinder, und sie konnten miteinander so viel reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein

5 Französklein, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle sein mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt?“ sagte er zu sich selbst. — „Umkehren? — wo die Kinder lassen? Weiter fahren? — wem bringen?“

10 „Tue, was du sollst!“ sagte etwas in seinem Inwendigen zu ihm. „Willst du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was sie von ihrer Mutter zu erben haben, um dein Wort, das du ihr gegeben hast?“ Also kniete er mit den unglücklichen Waisen um den Leichnam herum und betete mit ihnen ein polnisches Vaterunser. „Und führe uns nicht in Versuchung!“ Hernach ließ jedes ein Händlein

15 voll Schnee zum Abschied und eine Träne auf die kalte Brust der Mutter fallen, nämlich, daß sie ihr gern die letzte Pflicht der Beerdigung antun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene, unglückliche Kinder seien. Hernach fuhr er getrost mit ihnen weiter, auf der Straße nach Petersburg; denn es wollte ihm nicht eingehen,

20 daß, der ihm die Kindlein anvertraut hätte, könne ihn stecken lassen; und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte, wie ein Hauderer tut, der auch erst vor dem Thor fragt, wo er still halten soll, erkundigte er sich endlich bei den Kindern, so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Better wohne, und erfuhr von

25 ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir wissen's nicht.“ — Wie er denn heiße? — „Wir wissen's auch nicht.“ — Wie denn ihr eigener Geschlechtsname sei? — „Charles.“ — Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, und wenn's der Hausfreund für sich zu tun hätte, so wäre der Herr Charles der Better. Die Kinder wären ver-

30 sorgt, und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit ist oft sinniger als die Erdichtung. Nein, der Herr Charles ist der Better nicht, sondern dieses Namens ein anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Better eigentlich heißt, nicht ob und wo in Petersburg er wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer

35 Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum und hatte Französklein feil. Aber niemand wollte ihn fragen: „Wie teuer das Pärlein?“ und der Herr Charles beehrte sie nicht einmal geschenkt und war noch nicht willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und

40 seine Not erzählte: „Eins“, dachte er, „will ich ihm abnehmen,“ und

es fühlte sich immer wärmer in seinem Busen; „ich will ihm zwei abnehmen!“ dachte er, und als sich endlich die Kinder um ihn anschmiegen, meinend, er sei der Herr Vetter, und anfangen auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon bemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz an, daß ihm ward wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen sieht, und: „In Gottes Namen!“ sagte er, „wenn's so ist, will ich mich nicht entziehen,“ und nahm die Kinder an. „Setzt Euch ein wenig nieder!“ sagte er zu dem Polen, „ich will Euch ein Süpplein kochen lassen.“

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg, — er legte den Löffel weg und blieb sitzen — er stand auf und blieb stehen. „Seid so gut“, sagte er endlich, „und fertigt mich jetzt ab! Der Weg nach Wilna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir affordiert.“ Da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund,“ sagte er, „Ihr kommt mir ein wenig kurios vor! Ist's nicht genug, daß ich Euch die Kinder abgenommen habe; soll ich Euch auch noch den Fuhrlohn bezahlen?“ Denn das kann dem redlichsten und besten Gemüt begegnen, wenn's ein Kaufmann ist, jedem andern aber auch, daß es wider Wissen und Willen zuerst ein wenig handeln und markten muß, sei es auch nur mit sich selbst. Der Pole erwiderte: „Guter Herr, ich will Euch nicht ins Gesicht sagen, wie Ihr mir vorkommt? Ist's nicht genug, daß ich Euch die Kinder bringe? Sollt' ich sie auch noch umsonst geführt haben? Die Zeiten sind böz, und der Verdienst ist gering.“ — „Eben deswegen,“ sagte Herr Charles, „darüber laßt mich klagen! Oder meint Ihr, ich sei so reich, daß ich fremde Kinder ankaufe, oder so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt Ihr sie wieder?“ Als aber noch einmal ein Wort das andere gab, und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Vetter sei, sondern nur aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe: „Wenn's so ist,“ sagte er, „ich bin kein reicher Mann, und Eure Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenn's so ist, so kann ich Euch nichts zumuten. Tut den armen Würmlein Gutes dafür!“ sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Träne ins Auge, die aus einem überwältigten Herzen kam; wenigstens überwältigte sie dem Herrn Charles das seinige. „Monsieur Charles,“ dachte er, „und ein armer polnischer Fuhr-“

mann!“ — Und als der Pole schon anfing, eines der Kinder nach dem andern zum Abschied zu küssen und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte, „guter Freund“, sagte Herr Charles, „bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich Euch nicht Euern wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht Euch abgenommen habe,“ und gab ihm die fünfhundert Rubel. Also sind jetzt die Kindlein versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, und so ein oder der andere geneigte Leser vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden sei, und ob er's tun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal dazu vonnöten gehabt.

Johann Peter Hebel.

### 87. Lange Kriegsfuhr.

Dies ist die Geschichte, die dem Hausfreund vor einem Jahr ein unsichtbarer Freund geschenkt hat, und der Freund sagt, er kenne die Abkömmlinge des Wirts, und die Sache sei ganz gewiß.

Im Dreißigjährigen Krieg, der Schwed zog durch ein namhaftes Dorf im Wiesenkreis und in dem Dorf durchs Wirtshaus, und im Durchziehen durch den Hof blieb der Knecht des Wirts mit einem Wagen und vier Pferden an der Kolonne hängen. Denn er mußte Tornister führen und Offizierskisten und Weibsteute. Der Meister sagte: „Komm bald wieder heim, Jobbi!“ Der Jobbi dachte: An mir soll's nicht fehlen. Die Meisterin weinte und lamentierte, aber ein schwedischer Korporal sagte: „Man wird Roß nicht fressen. Tartar frißt Roß.“ Indessen ging die erste Tagsstation nur bis nach Freiburg, die zweite nur bis nach Rippenheim, die dritte nur bis nach Ortenberg, die vierte nur bis nach Hornberg, die fünfte nur bis nach Willingen im Schwarzwald. Dem armen Jobbi so hoch droben bei den Wolken war schon das Leben feil, und die Pferde hätten auch gern ins Gras gebissen, aber noch lieber in den Haber. Und unter allen vieren beklagte der Jobbi am meisten sein Lieblingsroß, den Jockli, daß er schon in seinen besten Jahren ein Kriegsheld werden mußte. Aber das half alles nichts. Wo man hinkam, waren keine Fuhrn zu haben; so mußte der Jobbi und der Jockli mit, ungefragt und ungebeten, bis weit hinein ins Schwabenland und hinter sich und für sich, und aus so viel Tagen wurden so viel Monate und mehr, bis er einmal zwischen einem Montag und Dienstag Gelegenheit fand, eine Spazierfahrt für sich zu machen ins Freie. Die österreichischen Vorposten riefen ihn an: „Wer da?“ — „Gut Freund.“ — „Wer ist gut Freund?“ „Der

Jobbi von da und da.“ „Bassa mallergi,“ sagte der Korporal, „bist du Jobbi von da und da?“ Der Korporal hatte auch schon einen Schluck Branntwein oder vierundzwanzig bei seinem Meister getrunken und kannte den Jobbi, und der Vorpostenhauptmann war auch schon auf dem Jockli nach Waldshut geritten und kannte den Jockli. Also sagte 5 der Hauptmann: „Willst du einen Paß nach Haus, oder willst du bei uns bleiben und Geld genug verdienen?“ Da dachte der Jobbi: Aufgegeben hat mich der Meister schon lang und einen andern Zug gekauft. Attrappiert mich unterwegs der Schwed, so geht's zu bösen Häusern oder gar zu bösen Bäumen, und der Mund stand ihm voll Wasser, 10 wenn er sah, wie die österreichischen Dukaten flogen und auf den Boden fielen, und niemand bückte sich danach. Denn der österreichische Krieg hat Geld. Also blieb der Jobbi bei der Armee, hauderte hin und her, bis nach Preßburg hinein im Ungarland und wieder zurück, handelte auch ein wenig und gewann Hüte voll Geld. Der Wagen zerbrach: 15 er kaufte sich einen neuen. Ein Pferd fiel nach dem andern, die Beute hatte andere. Nur der Jockli hielt aus bergauf und ab, durch dick und dünn. Gleichwohl dachte der alte Knabe oft an den Meister und an die Meisterin daheim, und wie er auch wieder einmal zurückwolle, wenn's sauber sei im Reich. Und der Meister und die Meisterin daheim 20 dachten auch manchmal an den Jobbi selig, und wie es ihm möge ergangen sein bei den Schweden. Eines Tags, als schon alle Kanonen vom Rhein bis an die Donau und bis an die Ostsee verkauft hatten, die Meisterin schnitt die Suppe ein zum Mittagessen, und der Wirt richtete den Zeiger an der Wanduhr, denn es schlug auf der Kirche, 25 da seufzte die Frau und sagte nichts. Der Meister fragt: „Was fehlt dir?“ — „Se nichts,“ sagte sie; „ich hab an den Jobbi gedacht, Gott hab ihn selig, und an den schönen Zug; heut jährt sich's wieder.“ — „Es wird sich noch vielmal jähren,“ sagte der Mann; „gottlob! daß wieder Ruhe im Lande ist.“ Indem tritt der Hausknecht herein und 30 sagt: „Meister, da draußen haltet ein obsonater Gesell, ein Ungar mit schneeweißem Bart und vier Rossen, der aussieht wie ein Marktender, und hat auch so ein Branntweinfäßlein auf dem Wagen. Kommt mir der Sapperment frangschemang in den Stall und sagt: An diesem Platz bin ich der Meister; drauf jagt er Eure Pferde in den Hof hinaus 35 und bindet die seinigen an. Ist noch Krieg oder ist's Frieden?“ Indem der Meister hinaus will, kommt der Ungar herein und sagt: „Gemach!“ Der Wirt fragt: „Woher des Landes? Solche Gäste haben wir auch schon gehabt.“ „Eine Halbe will ich,“ sagte der Ungar, „von Eurem Besten und zwei Gläser.“ — „Das ist nicht von Eurem Besten,“ 40

sagte er nachher. „Von dem Grenzacher will ich im hintern Keller oder von dem Laufemer hinter der Brotbahre, wo die Katz darauf sitzt.“ Der Wirt sagt: „Woher wißt Ihr, was ich für Wein im Keller habe?“ Der Ungar sagt: „Von Euerm alten Knecht, dem Jobbi,“  
5 und wollte sich noch lange verstellen. Als er aber seinen Namen hörte, wiewohl er ihn selber aussprach, konnte er nimmer an sich halten, sondern ergriff die Hand des Meisters, und die Tränen rannen ihm aus den Augen in den weißen Bart wie der köstliche Balsam, der herabfließt in den Bart Aarons, der herabfließt in sein Kleid und  
10 Lust und Freude erregt. „Ich bin ja der alte Jobbi,“ sagte der vermeinte Ungar, „wo einmal bei Euch“ — aber der Wirt und die Wirtin unterbrachen ihn mit einem lauten Freudengeschrei, „und den Jockli hab ich auch wieder mitgebracht,“ sagte der Jobbi, „die andern sind neu.“ Jetzt ging's an ein Bewillkommen und an ein Fragen; der  
15 Wirt rief die Kinder zusammen, der Jobbi sei wieder da, und die Mutter brachte die Kleinen, eins an der Hand, eins auf dem Arme; aber sie fürchteten sich und schrien vor dem fremden Bart, und der Herr Schulmeister kam im Vorbeigehen auch herein. Als aber der Meister ein Glas zum Willkommen mit ihm getrunken hatte und wollte  
20 ihm das zweite einschenken, sagte der Jobbi: „Das Fäßlein! Wir müssen zuerst das Fäßlein abladen.“ Darauf brachte der Wirt, der Jobbi und der Hausknecht ein Fäßlein, aber nicht mit Branntwein, nein, voll kaiserlicher Taler und Kremnitzer Dukaten, ab dem Wagen herein, so schwer sie tragen konnten. „Dies ist Euer Geld,“ sagte der  
25 Jobbi, „das ich Euch ehrlich verdient habe. Ich verlange nichts als für die sechs Jahre meinen Lohn und für den Jockli den Ruhestand.“ Der Meister sagte: „Du sollst keinen Lohn von mir bekommen, sondern du sollst das Kind im Hause sein, und zwar das älteste.“ Aber der Jobbi sagte: „Ihr habt unterdessen, wie ich sehe, Kinder genug bekommen. Laßt mich, wie ich bin,“ und ging mit einem Mund voll Brot  
30 hinaus, um nach den Pferden zu sehen und seine alten Geschäfte zu verrichten wie vorher, als wenn er nie weg gewesen wäre.

Also blieb er bis an sein Ende im Dienste seines Meisters und vermachte ihm, weil er keinen Erben hatte, noch sein Vermögen von  
35 520 Pfund Basler Währung, tut 416 Gulden rheinisch. Zwei Tage nach dem Jobbi starb auch der Jockli. Der Meister aber rührte das Geld nicht an, sondern stiftete es für die Armen.

Merke: der Hausfreund kann letzteres nicht für gewiß sagen. Aber er denkt so: War der Jobbi ein guter Knecht, so war der Meister ein  
40 guter Mensch. Fromme Herrschaft zieht frommes Gefinde. Grobheit,

Fluchen und Geiz ist der falsche Weg zu gutem Gesind, hinten herum. Ist also der Wirt ein so rasonabler Mann gewesen, hat er auch das Geld den Armen geschenkt.

Johann Peter Hebel.

### 88. Das Haus Gruit van Steen.

Das Handelshaus Gruit van Steen war im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts eines der angesehensten, reichsten und solidesten 5 in Hamburg. Inhaber der Handlung war damals Herr Hermann Gruit, der nach dem Tode des ehrwürdigen Vaters mit der Handlung und dem Hause auch den alten Jansen als Erbstück übernommen hatte, einen goldtreuen Diener des Hauses, mit Leib und Seele, wie sonst dem alten, nun dem jungen Herrn zugetan, den er schon als Kind auf den 10 Knien geschaukelt hatte. Wenige verstanden das Handelswesen damaliger Zeit bis in seine äußersten Verzweigungen so von Grund aus, wie der alte Jansen; daher galt auch sein Wort in der Schreibstube wie das des Herrn selbst.

Der Dreißigjährige Krieg verheerte schon seit zwanzig Jahren 15 unser armes Vaterland durch Raub, Mord und Brand von einem äußersten Ende bis zum andern; Städte und Dörfer waren zu Hunderten verwüstet und verlassen von den Bewohnern, die mit dem Vieh in die Wälder geflohen waren, um sich vor den räuberischen, blutigen Händen der gottlosen Landsknechte zu retten. Bei diesem allem und 20 der Unsicherheit der Straßen in allen Ländern war es kein Wunder, daß der Handel stockte und vorzüglich der Betrieb ins Innere von Deutschland gelähmt war. Das fühlte man auch im Comptoir des Herrn Hermann Gruit, da schon seit längerer Zeit die Saumrosse und Frachtwagen viel seltener und weniger bepackt vor dem Hause hielten, 25 und drinnen war's oft wochenlang so still wie in einer Kirche, während es sonst manchen Tag in und vor dem Hause fast so lebhaft herging wie auf dem großen Markte.

Eines Morgens nun saß Herr Jansen wieder im Comptoir; nach einiger Zeit schüttelte er lange den Kopf und starrete dann noch länger 30 gedankenvoll von seinen Briefen weg hinauf an die braungetäfelte Zimmerdecke, als wollte er die Fliegen oben zählen. Hierauf tunkte er sechsmal nacheinander mit seinem Schwanenkiel in das große, silberne Tintenfaß, stampfte die übervolle Feder gewaltig auf den Tisch und machte dadurch den vor ihm liegenden, angefangenen Brief, von 35 oben bis unten mit Tintenflecken marmorirt, auf einmal fertig. Herr Hermann, ihm gegenüber sitzend, fuhr fast erschrocken vom Sitze auf

und sagte: „Ei, Janſen, ſeid Ihr vielleicht zum erſtenmal in Eurem Leben ſo früh ſchon in den Ratskeller geraten und habt von einem ſpaniſchen Fäſlein gekoſtet?“ „Nein, Herr,“ antwortete Janſen mürrisch, „aber ſo geht's nimmer; bei uns in Deutſchland iſt es aus mit dem Gewinn auf gewöhnlichem Wege bei dem vertheuſelten Kriege. Was 5 hilſt uns unſer großes Schiff, das immer an der Küſte wie eine Schnecke ſich hinwindet, um uns die ſündteuren Waren von den geizigen Mynherren aus Holland herbeizuholen? Wir müſſen zwanzigfach bezahlen, was wir einfach aus der erſten Hand haben könnten von ihren Nachbarn, den Engländern, und in Amerika ſelbſt. Gebt mir auf ein Jahr 10 das Schiff und ſo viel Geld und Nürnberger Waren als möglich, und laßt mich nach der neuen Welt fahren; Ihr wißt, der alte Janſen war ſchon zweimal dort und verſteht den Kram. Zwar der alte Herr war auch immer ängſtlich und meinte, es laſſe ſich ja ohne großes Wagnis ſchon bei uns was gewinnen; aber das iſt nun anders geworden, darum 15 muß man's anders treiben.“

Da ſtanden die beiden Herren auf, gingen im Zimmer auf und ab und berathſchlagten. Nachdem nun jedes Für und Wider hinreichend erwogen worden, wie es verſtändigen Männern geziemt, wurde be- 20 ſchloſſen, daß Janſen reiſen ſolle.

Vier Wochen ſpäter ſchritt Herr van Steen in ſeinem Ratsherrngewande mit Janſen neben und zwei ſchwer bepacten Dienern hinter ſich dem Haſen zu. Die den ganzen Haſendamm bedeckende Menge Volks, die unter Muſik und Jauchzen der Zurüſtung und Abfahrt des großen 25 Handelsſchiffes harſte, machte, als Herr Gruit mit Janſen ankam, ehrerbietig Platz; denn der wackere Mann war geliebt und geachtet von alt und jung, vornehm und gering. Einige Ratsherren, Freunde der beiden, traten freundlich grüßend hinzu, und der ältere, ein Mann mit greiſem Haar und Bart, ſprach: „Freund Hermann, Euer Schiff 30 iſt ſchwer bepact und beladen; Ihr habt doch nicht zu viel gewagt? Denn weit iſt der Weg und gefährlich die Fahrt, und unſer Janſen iſt eben auch keiner der Jüngſten mehr.“ Herr Hermann zuckte die Achſeln und ſprach: „Der Janſen hat's auf ſich; ihm, ſeiner Treue, Reminis und Geſchicklichkeit hab' ich vertraut und alles überlaſſen.“ Aber 35 Janſen antwortete munter: „Laßt's Euch nicht anſehen, Ihr Herren! Es iſt das drittemal, daß ich die Fahrt mache, und aller guten Dinge ſind ja drei; darum hoſſe ich feſt, wir ſehen uns geſund und freudig wieder; wir haben ja das Sprichwort: Gott verläßt keinen Deutſchen — und den alten Janſen nun ſchon gar nicht; darum lebet wohl!“

40 Da donnerte der erſte Signalaſchuß zur Abfahrt, und das Boot,

das ihn zur Abfahrt nach dem Schiffe aufnehmen sollte, war eben gelandet. Der ehrliche Jansen drückte seinem Herrn noch einmal kräftig beide Hände; ein paar Tränen träufelten doch dem alten Knaben in den Bart, und er stieg ein. Die Musik ertönte lebhafter; leicht hintanzend über die spiegelglatte Fläche, langte das Boot schnell am Schiffe an. Die Leiter ward hinabgelassen; hinauf stieg Jansen; schnell ward die Leiter zurückgezogen, ebenso schnell der große Anker aufgewunden und das Boot befestigt, und nun donnerte der letzte Kanonenschuß zur Abfahrt. Alle Wimpel flaggten, und stolz flog das Schiff dahin, alle Segel gebläht vom günstigsten Winde; vom Verdeck winkte Jansen noch einmal mit dem Tuche das letzte Lebewohl, und bald war das Schiff dem Auge kaum mehr sichtbar. Die Menge verließ sich, und die Herren gingen unter freundlichen Gesprächen ihren Wohnungen zu.

Drei Vierteljahre waren seitdem verflossen, und kein Jansen kam zurück, noch irgend eine Nachricht von ihm; wohl aber hatten sich dunkle Gerüchte von deutschen Handelsschiffen, die in der Gegend von Neu-Amsterdam gescheitert seien, verbreitet. Immer bedenklicher wurde die Miene des Herrn Hermann und immer sorgenvoller seine Stirn. Einen großen Verlust nach dem andern hatte er erlitten durch den Fall mehrerer Handelshäuser zu Braunschweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm, und täglich noch trafen Unglücksbriefe ein. Herr Gruit war eben daran, die Bilanz zu ziehen; darum war's im Comptoir stille wie im Grabe; kaum hörte man einen Atemzug oder das leise Schnarren der Federn der emsig schreibenden Kommiss, die nur manchmal ängstlich die Augenlider hoben, ohne ihre Körperstellung zu verändern, wenn ein schwerer Seufzer des Herrn Gruit wie ein klagender Geist durchs Zimmer drang oder ein großer Schweißtropfen von der gefalteten Stirn auf das Papier niederfiel. Endlich schlug der Herr die Augen auf, sah starr nach dem ihm gegenüber hängenden Bilde seines Vaters, und eine große, schwere Träne tropfte herab auf das Hauptbuch. Da schrak er zusammen, fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, wie aus schwerem Traum erwachend, legte langsam die Feder nieder, klappte leise das Buch zu und ging langsam hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er sich in seine volle Amtstracht als Ratsherr, küßte seine Frau und seine drei munteren Knaben und ging mit der Aeußerung, daß heute Sitzung sei, sie sollten mit dem Essen nicht warten, hinunter. Die grüne Gasse entlang schritt er dem Rathause zu; ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. Im Ratssaale legte er vor den erstaunten Kollegen die Ehrenzeichen seiner Würde ab und

gab sich als insolvent an. Die Herren erschrakten, sahen seine Bücher ein, erkannten daraus seine Schuldllosigkeit und beschloßen einstimmig, daß ihm noch eine halbjährige Frist gestattet sein solle, als die äußerste Zeit, in der man Zansen noch zurückerwarten könne, wenn das Schiff  
5 nicht verunglückt sei.

Das halbe Jahr und zwei Monate darüber waren schon verstrichen — Zansen war nicht gekommen. Herr Hermanns Umstände hatten, statt sich zu heben, sich verschlimmert; da drangen die schon durch die Fristvergünstigung erbitterten Gläubiger so ungestüm auf  
10 den strengen Vollzug der Gant, daß der Magistrat notgedrungen dem Rechte in voller Ausdehnung seinen Gang lassen mußte. Es war alles versiegelt worden und dem armen Gruit nebst Familie nur das kleine Stübchen, in dem sonst der Hausknecht schlief, links am Haupteingange des Hauses geblieben.

15 Eben hatte die Versteigerung der fahrenden Habe im geräumigen Comptoir, jenem Stübchen gegenüber, begonnen; gedrängt voll Menschen war das Zimmer; laut tönte die Stimme des Ausrufers. Schrecklich klang dieser Ruf Herrn Hermann drüben im Stübchen, und mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es ihm wie ein Schwert durchs  
20 Herz; er saß, den Kopf in die Hand gestützt, tiefsinnig am Fenster und starrte das Bild seines Nachbarn, des Wirts zum Westindienfahrer, an, als wollte er es mit den Augen festnageln. Die gute Frau Elisabeth aber saß am Ofen, die rotgeweinten Augen zur Erde gewendet, die Hände gefaltet und zusammengepreßt, während die beiden jüngeren  
25 Kinder mit der großen Angorafazze spielten; Fritz aber, der älteste, hielt den quer vor der Thür liegenden zottigen Boll, den Haushund, an beiden Ohren fest, als er auf ein Anklopfen an die Thüre knurrend aufspringen wollte, und sagte begütigend: „Sei nur still, Boll, ich leid's nicht, daß sie dich verkaufen.“ Vorsichtig über den Hund weg-  
30 schreitend, trat Stephan, der Ratsdiener, herein, ein gutmütiger Alter, der früher, in besseren Zeiten, so oft mit freundlichem Bückling Herrn Hermann die Thüre des Ratszaales geöffnet hatte, und sagte mit vor Mitleid zitternder Stimme: „Herr Senator, den Lehnstuhl soll ich holen.“ Da wandte Herr Hermann den Blick und sprach seufzend:  
35 „Ach, das ist das Härteste; doch dein Wille, o Gott, geschehe!“ Es war der mit grünem Samt beschlagene Lehnstuhl des seligen alten Herrn, worin er sanft verschieden war, nachdem er noch den väterlichen Segen erteilt hatte, bis dahin als unberührbares Heiligtum im Hause gehalten.

Hinaus ward der Sessel getragen, und ihm folgte mechanisch die  
40 ganze Familie nach, als könne sie sich davon nicht trennen, Fritz mit

dem Boll voraus. Der Auktionator rief: „Nr. 120, ein noch wohlherhaltener Lehnstuhl, mit Samt beschlagen!“ — und eine lange Pause folgte, da sich alle Blicke nach der jammernden Familie gewendet hatten. Endlich rief die schnarrende Stimme eines dicken Metzgers: „Vier Mark!“ — „Also vier Mark zum ersten,“ rief der Auktionator mißmutig; — in 5 diesem Augenblick riß sich der schon seit einigen Minuten unruhig schnüffelnde Boll von Fritz los und sprang wie besessen, freudig bellend, vor's Haus, und zum offenstehenden Fenster herein rief eine starke Bassstimme: „Vierzig Mark zum ersten!“ Augenblicklich darauf trat 10 hastig ins Zimmer ein vor Eile glühender Mann mit sonnenverbranntem Gesicht in Schiffertracht, begleitet vom wedelnden Boll, und wiederholte mit Donnerstimme: „Vierhundert Mark zum andern, zum dritten- und letztenmal!“ und schlug mit seinem spanischen Rohre dergestalt auf den Tisch, daß des Auktionators Papiere umherflogen und dieser wie die ganze Menge zusammenschrak. „Herrgott, unser 15 Janßen!“ rief Herr Hermann, und fiel ihm um den Hals; der aber fuhr fort: „Ja, ich bin's; unser Schiff liegt voll Goldbarren und Waren im Hafen; aus ist die Auktion; nun fort ihr alle!“ — dabei schwenkte er das Rohr über den Köpfen hin — „morgen kommt außs Rathhaus, da soll alles samt Zinsen bezahlt werden; denn wissen sollt 20 ihr: Unser alter Herrgott lebt noch, unser gutes Haus steht noch, und die Firma Hermann Gruit van Steen floriert noch! Und nun seid erst freudig gegrüßt in der Heimat, Herr Hermann und Frau Elisabeth, von Eurem alten Janßen!“

Christian Barth.

## 89. Zwei st. gallische Kaufleute.

### I.

In der ersten Zeit, als die Königin Baumwolle ihr Zepter über 25 unsere Täler schwang und alt und jung zur Spindel griff, lebte in der Wattwilerlaad, einem einsamen Bergtäälchen, ein fleißiger, aber armer Bauernbursche, Josabe Kaschle. Er war einer der ersten, die sich dem neuen Gewerbe zuwandten. Wie seine Nachbarn, so arbeitete auch er anfangs für fremde Händler, die mit ihren Baumwollfäden 30 die Häuschen zu Berg und Thal besuchten, und er befand sich gut dabei.

Dessenungeachtet wollte es ihm nicht in den Kopf, daß ein rüstiger Toggenburger sein Leben lang von der Laune eines Garnherrn abhängig sein sollte. Sobald er sich nach vorteilhaften Bezugsquellen der Baumwolle umgesehen hatte, nahm er seine ersparten Gulden aus dem 35

Koffer, um damit den Grundstein eines eigenen Geschäftes zu legen. Seine Erstlingsversuche glückten und munterten ihn auf, rüstig vorwärts zu fahren. Bald schafften in den zerstreuten Berghäuschen hundert Hände für ihn.

5 Um seinem Geschäft eine größere Ausdehnung zu geben, richtete er seine Blicke auf das nahe Dürnwäldlerland, wo die neue Industrie noch nicht Boden gefaßt hatte. Mit großen Marktsäcken beladen, ein Säcklein Mundvorrat umgehängt und den festen Reijestock in der Hand, sah man unsern Josabe schon beim ersten Dämmererschein zu Fuß über  
10 die Hügel wandern. Drüben in den Herrschaften Aznach und Gaster besuchte er Haus um Haus und machte da seine Geschäfte mit den neu eingeschulerten Handspinnerinnen ab. Abends spät kehrte er dann mit einer schweren Bürde fertigen Garns nach Hause zurück. So wurde er der Gründer des Baumwollgewerbes auch im Dürnwäldlerlande. Wenn  
15 er so viele Jahre lang wöchentlich einige Male in aller Frühe, da der Morgenstern noch am Himmel stand, den einsamen Bergsteig daherschritt und, im Bewußtsein redlichen Strebens, den Allvater um seinen Segen zu des Tages Geschäften bat und erst ermüdet wieder heimkehrte, wenn die Nacht aus dem Thurtale heraufzog, so war's ihm  
20 recht wohl ums Herz, wußte er ja, daß seine Tätigkeit seinen eigenen und den Wohlstand Tausender begründete.

Das fertige Garn hatte er bisher immer an andere Händler verkauft oder an Baumwolle getauscht. Aber seine musterhafte Frau Susanna, mit der er sich mittlerweile verheiratet hatte, rechnete ihm  
25 bald vor, daß der „Gwerb“ noch mehr abwerfen müßte, wenn man das Garn selbst zu Tüchern verarbeitete. Ein Versuch, selbst zu fabricieren, mußte ihre Behauptung rechtfertigen. Josabes gerades, offenes und ernstes Wesen und sein Wohlwollen gegen jedermann, der arbeiten wollte, zogen ihm eine Menge guter Weber im Thurtale zu. Wenige  
30 Jahre voll Arbeit und Mühe hatten den armen Spinner zum hablichen Manne gemacht. Er hatte auch keine Gelegenheit unbenützt gelassen, seine Mitbürger der Industrie zuzuwenden. Was aber gute Räte und ein gutes Beispiel beim Volke anfangs nicht vermögen, das tut endlich ein glänzender Erfolg; der spornt zur Racheiferung an.

35 Diesem Umstande verdanken viele junge Männer im Toggenburg, die sich von Spinnern und Webern zu Ferggern und Fabrikanten empergeschwungen, ihr besseres Los.

Josabe und seine Susanna arbeiteten mit solchem Erfolg, daß ihr kleines Häuschen in wenigen Jahren nicht genug Raum für die  
40 Baumwollsäcke, die Garnbündel und die Tücherballen hatte. Auch fand

Frau Susanna, es wäre bequemer und vorteilhafter, in der Nähe der Weber und an offener Straße zu wohnen, als so weit in den Bergen drinnen, „wo die Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen“ und alles stundenweit auf dem Rücken hergetragen werden müsse. Ihrem Wunsch nachgebend, kaufte Josabe im Dorfe Wattwil ein stattliches 5 Haus und ließ sich da nieder.

Setzt, an der Hand genügender Verkehrsmittel, als ein Mann voll „Trauen und Vertrauen“ und unterstützt durch seine Gattin, die den gewandtesten Geschäftsmann wohl ersetzte, knüpfte er zahlreiche Handelsverbindungen an, und sein Gewerbe blühte immer frischer auf, 10 so daß die Firma Josabe Kaschle bald auch außer den Landesmarken einen guten Klang hatte.

Allgemeine Aufmerksamkeit erregte besonders Frau Susanna. Wer ihre strenge Ordnung im ganzen Haushalte, ihre Sparsamkeit, verbunden mit aufrichtigem Wohlwollen gegen Dürftige, vor allem aber ihren Scharfsinn und Bienenfleiß im Geschäfte sah, konnte dieser wackern Toggenburgerin stille Bewunderung nicht versagen. 15

Ihre beiden hoffnungsvollen Söhne, Abraham und Rudolf, erzogen die Eltern zu Arbeit und Frömmigkeit. Eine tüchtige Bildung in der Fremde, verbunden mit angeborener Arbeitsfreudigkeit und Ordnungsliebe, machten die Söhne zu trefflichen Gehilfen der Eltern. 20

1826 starb Josabe als ein Mann, der den Segen der Arbeit und des Himmels, sowie die Achtung seiner Mitbürger und Geschäftsfreunde reichlich erfahren hatte. Die beiden Söhne führten das Geschäft fort, indem Abraham, der ältere, die Fabrikation leitete und 25 Rudolf die großen Geschäftsreisen im Ausland machte, die für ihn eine reiche Schule der Erfahrung wurden und in ihm den Entschluß reiften, ein großes eigenes Fabrikations- und Handelsgeschäft zu gründen. Dies geschah 1832. Dann fand er in Theodor Lanz einen seiner würdigen Geschäftsteilhaber, und seither hat sich die Firma Joh. Rudolf 30 Kaschle & Cie. trotz harter Prüfungen jedes Land der Erde erobert.

Aus keiner Schweizerfabrik gehen verschiedenartigere Stoffe hervor. Ein Gang durch die Warensäle ist ein Stück Völkerkunde: hier trägt das glänzende Farbenspiel von Goldgelb und Hochrot unsere Phantasie ins Morgenland; dort erscheint der breitbekränzte Sonnen- 35 schirm der Italiener, hier das dauerhafte Matrosenkleid eines Sohnes der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Da liegen ferner alle bei uns gebräuchlichen Baumwollartikel vom Nástuch bis zum Tischteppich in hundert verschiedenen Arten. Jene feinen Stoffe im reinsten Seidenglanz erinnern an das leichte Morgenkleid der Pariserin, diese weiß 40

und blau gestreiften Tücher an den lustigen Überwurf des Inders, und so ziehen unsere Gedanken von Volk zu Volk, über alle Länder und Meere hin.

Strenge Ordnung und Pünktlichkeit, ein eiserner Fleiß und reger 5 Unternehmungsgeist, gepaart mit kluger Benützung der Weltverhältnisse, haben in kurzer Zeit so Großes geleistet.

## II.

Wer heute etwa an einem schönen Herbstnachmittag das Rheintal hinauf von Rheineck nach Altstätten wandert, der durchzieht in der Reihe der stattlich und breit am Fuße der Appenzellerhöhen hin- 10 gelagerten Dörfer auch das jüngste unter ihnen, Heerbrugg. Es liegt eben an der Stelle, wo der schmale Höhenzug von St. Antoni sich weit vorragend in die Rheinebene senkt. Ein ehrwürdiges Pfarrdorf ist es nicht, eine Kirche fehlt, und die wenigen, alten Bauernhäuser stehen verstreut zwischen den vielen großen, neuen Gebäuden, der aus- 15 gedehnten Ziegelei und den Fabriken. Ein rasch aufgeblühtes Dorf, wächst es immer noch seinen vier benachbarten, ältern Geschwistern entgegen, zu denen es politisch und kirchlich gehört. Aber wie als Beginn seiner werdenden Selbstständigkeit lugt über die Dächer hinaus das auf einer Anhöhe neu erbaute Schulhaus mit hellen, himeligen 20 Räumen und dem freundlich mahnenden Spruche über seinem Eingang: „Ein jeder lerne sein' Lektion, so wird es wohl im Hause stohn.“ Noch höher gelegen, umsäumt von gelb- und rotleuchtendem Weinlaub, schaut das historische Wahrzeichen der Gegend, das Schloß Heerbrugg, weit über die Ebene hinaus, bis hinüber zu den steil ansteigenden 25 Kuppen des Bregenzer Waldes. Da, auf dem Schlosse, hat jener Mann gewohnt, dessen rastloser Arbeit und zäher Willenskraft der Ort seine Blüte verdankt: Jakob Schmidheiny.

Vor fünfzig Jahren hatte Heerbrugg außer dem Schlosse und dem kleinen Stationsgebäude wenige Gehöfte gezählt, und noch vor zwanzig 30 Jahren war es auf unserm Schulkärtchen nicht zu finden. Wie tief hat sich da das Wirken eines einzelnen Mannes in das Bild seiner Heimat eingegraben!

Im Jahre 1836 kehrte der Schneidermeister Hans Jakob Schmid- 35 heiny nach siebenjähriger Wanderschaft in sein Heimatdorf Balgach zurück, gründete ein eigenes Geschäft und verheiratete sich ein Jahr später mit Anna Ruesch aus demselben Dorfe. 1838 wurde ihnen ein Sohn geboren, Jakob Schmidheiny. Ihm folgten noch viele Geschwister, so daß es der emsigen Arbeit der Eltern und der größer gewordenen

Kinder bedurfte, die zahlreiche Familie zu ernähren. War Jakob auch ein schwächliches Kind, so soll er doch schon früh einen starken Trieb, sich nützlich zu beschäftigen, gezeigt haben. In der Schule lernte er mit dem größten Fleiße, war in allen Klassen voran und hatte schon damals sich seinen Leitspruch gewählt: „Mit Beharrlichkeit in allen 5 Dingen, wirst endlich doch zum Ziele dringen.“ Diese Worte schrieb er immer wieder ab; ihnen ist er auch sein ganzes Leben lang treu geblieben. Wie gerne hätte er höhere Schulen besucht, aber seine Eltern brauchten eine Hilfe: nach seiner Primarschulzeit mußte er zu Nadel und Zwirn greifen und seinen Vater im Berufe unterstützen. Daneben 10 besorgte er den kleinen Viehstand und erstarkte durch die Arbeit zusehends. Dagegen zwang ihn nun ein Fußleiden, das von den überstandenen Blattern herrührte, mit seinem linken Fuße nur noch auf der Ferse zu gehen und sich auf einen Stock zu stützen. Immer aber beseeelte ihn der Wunsch, etwas Rechtes zu werden. Wenn er dann bei 15 seinen Botengängen ins Schloß Heerbrugg, das damals ein Institut beherbergte, fertige Kleider tragen mußte, dann kam es ihm wie ein Zauberschloß vor, und wieder und wieder stieg in ihm der Gedanke auf: Wenn das einmal mir gehörte! Doch gleich erschrak er wieder ob der eigenen Kühnheit und mochte etwas unsicher vor Herrn Bölker 20 treten, den damaligen Besitzer und Leiter des Institutes, der als Nachfolger verschiedener St. Galler Geschlechter Schloßherr geworden.

Das Familienleben im Hause des Schneidermeisters weist hübsche Züge auf. Dem ersten Schulgang des Ältesten gab ein Gebet des Vaters die besondere Weihe. Ohne festliche Unterbrechung der alltäglichen 25 Weise ließen die Eltern keinen wichtigeren Abschnitt, wie etwa den Geburtstag eines Kindes, vorübergehen. Die Seele der Familie aber war die Mutter. An ihr hing Jakob mit inniger Liebe. Sie legte in ihm den Grund zu seinem tiefen Gottvertrauen und schenkte ihm dadurch ein Lebensgut, das ihm später in guten und bösen Tagen die 30 innere Kraft und Freudigkeit verlieh. Sie verstand es auch, trotz den einfachen Verhältnissen und dem Kampf ums Durchkommen, den Kindern dann und wann kleine Freuden zu bereiten und ihnen die Arbeit lieb zu machen. Wie sie in späteren Jahren einmal ernstlich erkrankt, schreibt Jakob, selbst aufs Krankenlager geworfen, an seine Schwestern: 35 „Die Nachricht von Mutter's Erkrankung hat mich schmerzlich berührt. Ich darf nicht daran denken, daß sie uns unversehens entrisen werden könnte. Vergesst nicht, für sie anzuhalten, liebe Schwestern! Was ist eine Haushaltung ohne Mutter? Ihr fehlt das Beste, die Seele!“

Schon lange schlummerte der Wunsch, eines Tages Fabrikant zu 40

werden, in dem Knaben Jakob. In seinem fünfzehnten Lebensjahre sollte er die erste Stufe dazu erklimmen; er sollte in Teufen die Weberei gründlich erlernen. Als er zu Fuß dorthin wanderte, gaben ihm Eltern und Geschwister bis zur Waldeshöhe oberhalb Balgach das Geleite.

5 Der Abschied mochte ihm schwer ankommen, doch nahm er sich zusammen und suchte sich zu freuen an den grünen Matten, den schmucken Dörfern und blitzblanken Häusern des Appenzellerlandes. Im Horst, am sonnigen Abhang des Höhenzuges der „Eggen“, wohnte sein Lehrmeister. Dort saß Jakob bald fleißig am Webstuhl, hielt es aber auch

10 da wie daheim: waren zwei flinke Hände nötig, im Hause oder im Freien, so griff er an, ohne sich erst mahnen zu lassen und ohne sich etwas darauf zugute zu tun. Gerne stieg er am Feierabend auf die höchste Stelle des „Horst“: Da lag dann nicht nur die herrliche Säntisfette schimmernd vor ihm ausgebreitet; es winkten auch zu seinem

15 Troste die Spitzen der ihm so wohlbekanntem Borarlbergketten zu ihm herüber. — Bald erklärte sein Meister ihn als einen „perfekten Weber, der mit den Webernestern auf dem Kriegsfuße stehe, und der bei ihm weiter nichts mehr lernen könne“. Da siedelte er als blutjunger Weberknecht nach Trogen über, bezog dort nebst freier Station täglich einen

20 Franken Lohn und hatte die Freude, nach anderthalb Jahren seinen Eltern ein erstes Zeichen seiner Dankbarkeit, 200 ersparte Franken, zu überreichen. In Trogen, in der stillen und ernstn Familie seines Arbeitsherrn, fühlte er sich wohl. Auch war er seinen Lieben ein Stück näher gerückt, öfters brach seine Mutter in der Frühe des Sonntags-

25 morgen auf, ihren Ältesten zu besuchen, in dessen Begleitung sie abends wieder zu Fuß heimkehrte.

Es kamen Jahre wechselvoller Geschicke, während deren der junge Mann mit zäher Kraft am Plane festhielt, selbständiger Fabrikant zu werden. Notdürftig von einer schweren Typhuskrankheit genesen, be-

30 gann er, seine Geschwister in die Kunst des Webens einzuführen. Im Laufe der nächsten Jahre übersiedelten dann Eltern und Geschwister nach Hauptwil, wo diese in der Seidenweberei Sorntal Arbeit fanden. Auch Jakob trat in die dortige Fabrik ein, erfuhr aber nicht die gehoffte Beförderung und sah ein, daß er ohne gründlichere Schulbildung auf

35 keinen grünen Zweig gelangen könne. Einmal hiervon überzeugt, tat er einen Schritt, über den alle erstaunten: er trat in seiner Heimat als fast Fünfundzwanzigjähriger in die Realschule Bernegg ein! Das mußte freilich auffallen, und man sprach ringsum in der Gegend davon. Doch das Gerede kümmerte ihn so wenig wie die fragenden Blicke seiner

40 kleinen Mitschüler. Er arbeitete still drauflos; ein opferwilliger Lehrer

erteilte ihm täglich noch Privatunterricht, und so gelang es ihm, mit der zweiten Klasse fortzuschreiten. Doch ehe das Schuljahr zu Ende ging, beriefen ihn seine frühern Prinzipale als Leiter in eine neu errichtete Fabrik in Sorntal. Das brachte ihn in einen Zwiespalt, worüber er selbst berichtet: „Sollte ich annehmen und das Studium, 5 dem ich mit ungetheiltem Fleiße oblag, an den Nagel hängen? Ich war in hartem Kampfe mit mir selber. Schließlich überwog die schöne Offerte. Das neue Feld der Tätigkeit war zu verlockend für den Fünf- undzwanzigjährigen, als daß ihn die Schulbank länger hätte halten können! Und für die Industrie war ich nun einmal geboren.“ Die 10 neue Tätigkeit sagte ihm zu; in rastloser Arbeit sammelte er wertvolle Erfahrungen; im freundlichen Familien- und Freundeskreise verlebte er seine Sonntage. Da wurde sein altes, vernachlässigtes Fußleiden immer unerträglicher; ungerne genug mußte er seine Stelle aufgeben und sich einer verspäteten Operation unterziehen, die ihn monatelang 15 hinhielt. Sein Leiden wurde zwar gehoben, aber sein linkes Bein blieb etwas verkürzt. Er war kaum genesen, da wurde ihm seine frühere Stellung unter günstigeren Bedingungen wieder angeboten, allein er antwortete ablehnend.

Während seine Kräfte langsam zurückkehrten, war er nämlich oft 20 in den ihm seit früher Jugend lieben Buchenwald hinter dem Balgacher Schloßchen Grünenstein emporgestiegen. Dort reifte in ihm der Entschluß, den Augenblick zur Gründung eines eigenen Geschäftes fest zu benützen. In einer frühern Hafnerei hatte er sich eben mit recht bescheidenen Mitteln eine kleine Weberei eingerichtet, als die Neuigkeit 25 herumgeboten wurde, das Schloß Heerbrugg sei zu verkaufen. Schmidheiny wußte nicht, wie ihm geschah; er konnte die Nachricht nicht mehr vergessen, Tag und Nacht ließ sie ihm keine Ruhe. Er erinnerte sich wieder, wie er als Knabe im Zauberbann des Schlosses gestanden, wie er jeden Sonntag einen Anlaß benützt hatte, nach Heerbrugg zu wan- 30 dern, und wie er selbst in seiner Realschulzeit von Berneck aus oft des Nachts noch den weiten Weg nicht gescheut, um das ruhig-stolze Patriziergebäude in seiner schönen Umgebung nochmals zu betrachten. Endlich war er sich klar: Das Schloß hatte es ihm schon lange angetan, und er wollte alles versuchen, das prächtige Besitztum nicht in fremde 35 Hände kommen zu lassen. Mit Recht erstaunte der greise Professor Völker, der sein Institut aufgegeben und, müde von mannigfachen Mißerfolgen, das Schloß nicht länger halten konnte, als der Sohn seines frühern Schneiders als Kaufliebhaber zu ihm ins Schloß kam. Der Kaufpreis war so hoch bemessen, daß Schmidheiny fast am Ge- 40

lingen zweifelte; da kam ihm unverhofft Hilfe durch einen Mann, der den tüchtigen Fabrikanten beinahe nur aus Schilderungen seines Sohnes kannte. Am 10. Februar 1867 zog er in das Schloß ein. „Ich kam nicht sagen, mit welchen Gefühlen ich zum erstenmal die Schwelle  
 5 des Schlosses überschritt,“ sagte er selbst vier Jahrzehnte später. Im gleichen Jahre führte er seine junge Frau, Elise Kaufmann, eine Toggenburgerin, in das Schloß ein. In ihr fand Schmidheiny die rechte Gefährtin seines Lebens: eine kluge, verständige Hausfrau und treffliche Mutter, aber auch eine treue Helferin, die mit besonderm  
 10 Geschick in schweren Tagen die Sorge ihm tragen half. Wenige Wochen nach der Hochzeit schlossen sich die treuen Augen seiner Mutter für immer. Ihr Tod griff dem Sohne nahe ans Herz. In der Trauer war es ihm ein Trost, daß die Frau, deren Leben Mühe und Arbeit gewesen, auf seinem Besitztum die letzten Tage hatte verbringen können.  
 15 Die kranke Mutter hatte zuversichtlich ihrem Sohne zugesprochen, er werde auf Schloß Heerbrugg gewiß gute Tage erleben und wohl bestehen können. Und ihre prophetische Äußerung sollte in der Folgezeit wahr werden. Aber freilich, zunächst galt es ein jahrzehntelanges, mühevollles Ringen. In den unteren Räumen des Schlosses richtete  
 20 Schmidheiny sich erst für die Seidenindustrie ein. Maulbeerbäume standen im Schloßgute; er begann mit der Zucht der Seidenraupe, um auch den Rohstoff für seine Weberei selbst zu gewinnen. Aber wie er bald bitter erkennen mußte, spann er mit diesem Geschäft für sich selber keine Seide. Da wandte sich der nunmehr zweiunddreißigjährige Mann  
 25 mit der ihm eigenen Energie einem neuen Berufe zu, in dem er nun bleiben und außergewöhnliche Erfolge erzielen sollte. Er übernahm im Jahre 1870 die schon früher zum Schloßgut gehörende Ziegelei selber. Mit wahrer Begeisterung stürzte er sich auf das neue Feld seiner Tätigkeit. Es begann ein unablässiges Erweitern, Abreißen,  
 30 Andern, Verbessern der Einrichtungen seiner Handziegelei. Ein Rasten kannte er nicht, auch nicht, als sechs Jahre nachher der Maschinenbetrieb eingeführt wurde. Höhen und Tiefen lösten sich in den achtziger Jahren für den unermülich schaffenden Industriellen ab. Er erweiterte die Geschäftsanlage in Heerbrugg bedeutend. Er erwarb und  
 35 baute neue, große Ziegeleien, so im Epenmoos und Bruggwald am südöstlichen Fuße von Peter und Paul. Immer suchte und fand er wieder von neuem geeignetes Rohmaterial. Einer bessern Verarbeitung des Lehms, neuen Ofeneinrichtungen studierte er fortwährend nach, auch stellte er kostspielige Versuche an. In Westfalen lernte er  
 40 neue Verfahren kennen; aus England führte er die neuesten Maschinen

ein. Er selbst, der gelehrte Weber, machte bedeutende Erfindungen in der Ziegelei-Industrie. So kam er, als die teuren englischen Maschinen ein schlechtes Resultat lieferten, durch mühevollen Versuche darauf, einen mehrstöckigen Kollergang zu verwenden, der den Lehm gründlicher zerkleinerte und mischte. Diese und andere Neuerungen wurden 5 in in- und ausländischen Fabriken eingeführt. Als anerkannter Fachmann stand er jetzt an der Spitze des schweizerischen Zieglerverbandes. Aber wie viele, fast jedem andern unüberwindlich erscheinende Hindernisse hatte seine Energie nicht zu bewältigen! Im Rheintale beschloßen die Bauern, dem Ziegelbrenner keinen Boden mehr für den Lehm- 10 aushub zu verkaufen; denn sie sahen die Lehmsümpfe als Urheber der schlimmen Weinjahre an. Zweimal zerstörte das Feuer die Heerbrugger Fabrik. Seine Versuche zur Verbesserung des Gewerbes verschlangen Hunderttausende. Mit großen Opfern erworbene Maschinen mußten nach kurzer Zeit als unbrauchbar beseitigt werden. Die Fabriken lagen 15 weit auseinander; das tägliche Hin und Her nahm auch seine Kräfte über Gebühr in Anspruch. Doch Jakob Schmidheiny hielt aus, seinem Mahnwort getreu: Der Mensch muß müssen. Das hat er manchmal in der Not zu sich selbst gesagt; das hat er den Seinen oder den Arbeitern wiederholt, wenn diesen eine Arbeit zu schwer vorkam. 20 Der tüchtige Arbeiter hatte an Vater Schmidheiny einen wohlwollenden Arbeitgeber, der es trefflich verstand, den rechten Mann auf den rechten Posten zu stellen und zu unterstützen. Mit Rat und Tat zu helfen, war ihm Freude. Zu der schweren Bürde der Geschäfte übernahm er noch zahlreiche Ämter und Pflichten, die Gemeinde und Kanton dem 25 einsichtigen Manne gerne übertrugen.

Im Herbst seines Lebens aber durfte er erfahren, daß sein arbeitsreiches Ringen nicht umsonst gewesen. Seine beiden Söhne übernahmen mit ihm die Leitung des unterdessen durch neue Fabriken vergrößerten Ziegeleigeschäftes. Er konnte sich nun wohl Muße gönnen, 30 aber lange hielt es der an emsigste Arbeit von Jugend auf gewöhnte Mann nie auf Reisen oder in der Sommerfrische aus. Unvermerkt kehrte er meist bald wieder heim ins Schloß Heerbrugg. Es war freilich noch etwas, das ihn und seine Gattin immer heimzog: das freundliche Zusammenleben im Familienkreise der Söhne und Enkel. Noch 35 in seinen letzten Jahren ergriff er neue Aufgaben und führte sie mit der ihm eigenen Umsicht durch. So errichtete er jetzt noch eine neue Musterziegelei in der Nähe der alten Anlage im Bruggwalde. Er hatte seine Freude an dem gelungenen Tagewerk. Doch nur daheim, im engsten Kreise, sprach er sie aus, und nie, ohne dankbar des empfan- 40

genen Segens zu gedenken. Dankbarkeit gegen Gott und die Menschen war ein Grundzug dieses in nie ruhender Tätigkeit sich selbst opfernden Mannes. Eine tief religiöse Natur, vergaß er nie einen ihm selbst erwiesenen Dienst.

5 Manchmal hatte Jakob Schmidheiny den Wunsch getan, einst mitten in der Arbeit wie ein fruchttragender Baum oder wie ein Krieger auf dem Schlachtfelde zu fallen. Er sollte ihm erfüllt werden. Wie allwöchentlich, hatte er auch am 17. Februar 1905 seinen Gang nach dem Bruggwalde und Espenmoos unternommen; am Abend fühlte  
10 er sich unwohl, und am Morgen des 18. Februar machte ein Herzschlag seinem arbeitsreichen Leben ein Ende. Durch zähe Arbeit, unbeugsames Ausharren und Vertrauen auf eine höhere Macht war er emporgestiegen, vom einfachen Bauernjungen zum Großindustriellen. Auf seinem Schlosse Heerbrugg, dem Traum seiner Jugend, wohnen seine  
15 Nachkommen, und der Heimat hat er die Spuren seiner Arbeit zum Segen der Mitmenschen tief eingeschrieben.

Nach J. Brückwiler von Ernst Hausknecht.

## 90. Anna Josephine Dufour.

„Die schweizerische Beuteltuchweberei Dufour & Co. ist wohl weltbekannt; aber nicht alle wissen, daß das Haupt dieser Firma eine Frau ist, seit fast sechzig Jahren Witwe, jetzt einundachtzig Jahre alt.“

20 Mit diesen Worten begann vor einigen Jahren eine Londoner Fachschrift für die Müllerei ihre Schilderung der „wundervollen Schweizer Seidenmanufaktur“ in Thal, dem lieblichen Dorfe im st. gallischen Rheintale. Wer war diese Frau? Wie und warum hat sie ein langes Leben hindurch die Arbeit eines Mannes getan?

25 Anna Josephine Dufour, deren kurze Ehe und lange, lange Witwenschaft in einem stillen, grünen Winkel unseres Landes in rastloser Arbeit dahinsloß, war ursprünglich ein Kind der Großstadt, halb Italienerin, halb Französin. Ihr Vater, Michele Gaetano Dufrio, war 1785 in Turin geboren und folgte als junger, begeisterter Offizier  
30 den Fahnen Napoleons, aber eine schwere Verwundung, von der er sich indes glücklich erholte, bestimmte ihn, ins bürgerliche Leben zurückzukehren; er ließ sich in Lyon nieder und gründete eine Tüllfabrik. Das Unternehmen glückte; bald stieg er, dank seines hervorragenden Unternehmungsgeistes, zum reichen Herrscher empor. Seiner Verbindung mit Elisabeth Toucheboeuf, einer an Verstand wie an Bildung  
35 und Herzensgüte reichen Frau, entsproß am 10. Oktober 1817 als

ältestes von vier Kindern ein gesundes, starkes Mädchen: Anna Josephine.

Rasch und sicher wuchs sie heran, zugleich aber entwickelte sich ihr lebhaftes, leidenschaftliches Temperament; es war ihr eine Lust, zu befehlen, aber sie lernte auch im elterlichen wie im großväterlichen 5 Hause die Achtung vor der Arbeit. Der Großvater war Kornhändler, und in den weiten Vorratsräumen ruhten die Blicke fast ehrfurchtsvoll auf der aufgespeicherten Frucht. Da sah Josephine die Mäuler ein- und ausgehen, prüfen und handeln, ohne Ahnung, daß auch sie einst mit dieser Ware und Geld tauschen würde, ganz wie der ernste, viel- 10 beschäftigte Großvater mit der hohen, gefurchten Stirne. Als etwas Selbstverständliches ging es ihr in Fleisch und Blut über: das Leben, soll es Wert haben, ist kein müßiger Genuß, sondern Arbeit von früh bis spät. Es war, als reute sie jede an Tändelei oder Träumerei verlorene Stunde, und eines wurde ihrer ganzen Umgebung klar, daß 15 sie ihr ganzes Herz und ihre ganze Kraft zu geben imstande wäre und durch nichts sich von dem einmal betretenen Pfade verdrängen ließe, wenn sie sich einer großen Pflicht weihen könnte.

Josephine Onofrio zählte 22 Jahre, als für sie eine entscheidende Stunde kam. Sie wurde die Gattin von Pierre Antoine Dufour, der 20 1833 die Firma Dufour & Co. in Thal gegründet hatte. Zum Kaufmanne herangebildet, hatte Dufour als Reisender für ein altes Zürcher Seidenhaus in Holland die Beuteltuchweberei kennen gelernt. Der Stoff, anderwärts aus Wolle hergestellt, wurde hier aus Seide gewoben und zeigte, ähnlich dem Stramin, ein loses Gewebe mit läng- 25 lichen Öffnungen, durch die das Mehl gesiebt wurde. Unablässig an der Arbeit, beharrlich, durch kein Mißlingen von dem mit Feuereifer erfaßten Gedanken zu trennen, gelang es Peter Dufour, die Maschine für die Herstellungsweise derart zu vervollkommen, daß die vorher länglichen Maschen quadratförmig wurden und das Tuch je nach Be- 30 dürfnis gröber oder feiner gewoben werden konnte. Damit sah der junge Mann die Zukunft seiner Industrie gesichert. Es hieß jetzt die Gegend suchen, die sich zur Weberei eignete. Das war nicht leicht. Weder die mittelländischen Ebenen, noch die Gebirgstäler eigneten sich. Das Klima mußte feucht sein, nicht zu rau und möglichst gleichmäßig; 35 denn die Seide erwies sich dem Witterungswechsel gegenüber sehr empfindlich. Dann kam der Menschenschlag in Betracht. Diejenigen, denen diese neue Industrie zugedacht war, mußten dazu willig und geschickt, wenn möglich schon irgendwie mit der Weberei vertraut sein. Er fand das Gewünschte in einem Landstrich, wo die Bewohner durch 40

eine Hausindustrie, die Baumwollweberei, an genaues, geschicktes Schaffen gewöhnt waren: im untern Rheintale und an den Hängen, die sich vom Appenzellerland gegen Rhein und Bodensee erstrecken.

Er mietete sich, zusammen mit seinem Geschäftsteilhaber, F. C.

- 5 Allispach, in Thal ein, und das rührige Volk ergriff mit Freuden diesen neuen Erwerbszweig. Die beiden strebsamen Männer erfuhren zwar gar mancherlei Anfeindungen, aber die Vortrefflichkeit ihres Fabrikats und der furchtlose, gerade Charakter beider Fabrikanten trugen bald den Sieg davon, und es lachte ihnen eine gesicherte Zu-
- 10 kunft. Herr Allispach war von 1833 bis in die siebziger Jahre Anteilhaber, und er und sein Schwiegersohn — Hermann Ruhn — halfen getreulich mit, das aufblühende Geschäft zu heben und zu fördern.

- In das reiche Arbeitsfeld des neuen Geschäftes, das den Gatten anstrengend beschäftigte, trat nun die junge Gattin, Frau A. J. Du-
- 15 four, als werdende zu dem Gereiften. Für ihn aber schien nach ungezählten Arbeitstagen endlich ein Feiertag anzubrechen.

- Freilich war es für die Fremde nicht leicht, sich einzuleben; ein fremdes Volk, dessen Sprache sie ja gar nicht verstand, war um sie her; ihr Gatte, in Anspruch genommen durch die Fülle von Arbeit, konnte
- 20 sich ihr nur in den späten Abendstunden widmen. Aber an den langen Sommerabenden wanderte sie an seiner Seite bergan zu den Häusern der Weber und ließ sich da die Entstehungsweise, den Webstuhl u. a. erklären, und ihr Interesse an dem feinen Erzeugnis wuchs so sehr, daß sie bald da, bald dort in den Geschäftsräumen selbst Hand anlegte.
- 25 Und dann kamen die langen, stillen Wintertage. Ihr Gatte hatte so viel Arbeit, sie so viel Zeit — sie bat ihn, daß er ausgleichen möchte, drängte doch alles in ihr nach Tätigkeit. Da weichte er sie mit froher Bereitwilligkeit in Gang und Geheimnisse der Firma ein, deren Beziehungen schon über den Ozean reichten. Mit einer Raschheit, einem Scharfblick,
- 30 wie nur das angeborene Talent sie verleihen, ging sie auf jeden seiner Gedanken ein, machte sich das kaufmännische Rechnen zu eigen und lernte die Ware wie die Bücher kennen. Ihre Herzenslust aber war es, sich von dem Schöpfer dieses Werkes unterrichten zu lassen, seinen stolzen Erfolg und seine Sorgen zu teilen. Einmal meinte er, wohl
- 35 halb im Scherze, sie würde nach Jahren das Geschäft ohne ihn leiten können. Josephine freute sich der Anerkennung und dachte nicht weiter daran; sie ahnte nicht, wie bald sie wirklich zur Leitung berufen werden sollte.

- Da tritt eines Abends ihr Gatte ins Zimmer und teilt ihr mit,
- 40 daß er nach New York reisen wolle, um dort einen Vertreter zu suchen.

Schweren Herzens wird der Plan besprochen, die Reise beschlossen; er reist ab, kehrt aber ganz unerwartet wieder heim. Er bringt es nicht übers Herz, sich so lange von seiner Gattin zu trennen; der Reiseplan wurde beiseite gelegt. Es vergehen einige Monate, da erhebt sich von neuem die Notwendigkeit der Reise, und Dufour, inzwischen Vater eines munteren Knaben geworden, reist ab. Da ereilt ihn in Dover ein jähes Geschick; von einem Hirnschlag getroffen, sinkt er kurz vor der Abfahrt des Dampfers einem Matrosen in die Arme und, nach Paris gebracht, haucht er seinen Geist aus.

Nun stand Josephine Dufour allein da. Was sollte aus dem Unternehmen werden? Wohl drängten die Verwandten in Lyon, sie möchte das Geschäft in andere Hände geben und zu ihnen zurückkehren. „Wäre mir eine Tochter geschenkt, so käme ich wohl,“ meinte sie, „aber ich habe einen Sohn, dem ich des Vaters Erbe erhalten muß.“ Trotz aller Warnungen, trotz alles Staunens, das ihr Entschluß hervorrief, wankte ihr Wille keinen Augenblick. Sie schien es nicht zu bemerken, wie groß man sie ansah, die feine, in tiefe Trauer gekleidete Frau, die dreiundzwanzigjährig zu erklären wagte — die Rechte ihres Gatten und ihres Kindes vertretend —, sich als Geschäftsleiterin an die Seite ihres Teilhabers stellen zu wollen. Aber niemandem fiel es ein, zu lächeln oder an ihr zu zweifeln. Aus ihren klugen Augen blitzte die Energie, die sich um eines großen Gedankens willen aus dem tiefsten Beh emporreißt und sich allem gewachsen fühlt.

Die Lehrzeit, die nun zunächst vor ihr lag, suchte sie so rasch als möglich zu überwinden, damit die Führung des Geschäftes bald sicher in ihren Händen ruhe. Dann aber fand der unabhängige Geist erst recht Gelegenheit, seine Schwingen zu entfalten, und sie schöpfte Befriedigung und Sicherheit, ja Lust und Freude aus ihrer Stellung.

Über das einfache Trauerkleid eine große, baumwollene Schürze gezogen, schritt sie durch Bureau und Warenräume. Drängte die Arbeit am Pulte nicht, so packte sie eigenhändig das Rohmaterial aus und lernte es bis in die kleinsten Unterschiede kennen. Dazwischen folgt sie dem Werdegange des Erzeugnisses. Sie prüft die Ware des Webers, beobachtet das Spulen, unterstützt durch ihr aufmunterndes Wort die „Wislerrinnen“, die allfällige Schäden ausbessern; sie wacht über der Appretur und der Ausrüsterei, greift zu beim Verpacken der Rollen in die Kisten, wenn oft die andern schon längst Feierabend gemacht haben.

In dieser rastlosen Tätigkeit ging Woche um Woche, Monat um Monat vorüber. Die Leute gewöhnten sich an die Herrschaft der jungen

Frau; denn sie behandelte ihre Untergebenen nicht als dienende Maschinen, sondern als lebendige Menschen, für die sie sich mitverantwortlich fühlte. Alljährlich aber unternahm sie mit ihrem Kinde die damals drei bis vier Tage dauernde Reise nach Lyon, um dort ihre Angehörigen zu besuchen, zugleich aber auch, um einen Teil ihrer Kunden persönlich kennen zu lernen. Inzwischen war ihr Wohlstand gewachsen; da kaufte sie Land um ihren Wohnsitz herum, legte prächtige Gärten und Obstbaumpflanzungen an, betrieb Landwirtschaft und freute sich, wenn sie ihren Besuchern die herrlichen Früchte zeigen konnte. Eine ganz außerordentliche Freude aber wurde ihr zuteil, als ihre Fabrikate an der ersten Pariser Weltausstellung im Jahre 1855 einen ersten Preis erlangten. Überallhin verbreitete sich nun der Ruf des unerreichten Schweizer Beuteltuches. Aber ihr Charakter war stark genug, Reichtum und Erfolg zu ertragen; sie blieb demütig vor Gott, dessen Segen sie alles zuschrieb, bescheiden vor den Menschen, streng gegen sich selbst, einfach und anspruchslos in ihrer Lebensweise.

Auch ihren Sohn erzog sie nach ihrer gewohnten Einfachheit, pflegte sie sich doch lange zu besinnen, ehe sie für sich selber nur ein neues Kleid anschaffte. Er besuchte mit den Kindern der Bauern und Arbeiter die Elementarschule von Thal. Zu Hause wurde er an strengen Gehorsam gewöhnt. Auch an einer genauen Hausordnung hielt sie ihr Leben lang fest. Dienstmädchen und Hausdiener saßen am gleichen Tische mit ihr und teilten von Anfang bis zu Ende ihre einfachen Mahlzeiten. Indessen ließ Josephine sich so wenig als möglich bedienen. Es widerstrebte ihr, durch fremde Hand getan zu sehen, was sie selbst verrichten konnte. Aber sie verstand zu geben, wo es nötig war, und ist z. B. die Erbauerin eines Krankenhauses aus eigenen Mitteln geworden. Es kamen Zeiten, in denen sie viel Elend um sich her sah. Sie mochte helfen, soviel es möglich war — es schien ihr ungenügend. Für die Bürger der nächsten Gemeinden wurde zwar gesorgt. Diese fanden Unterstützung und Pflege von Staats wegen. Aber es waren infolge des Aufschwunges der Industrie viel Fremde zugezogen, zum Teil ihre eigenen Arbeiter. Diese gingen leer aus. Da mußte gründlich und für alle Zukunft geholfen werden, und eben für diese Leute baute sie das Josephskrankenhaus. Auch sorgte sie für ihre Arbeiter durch Anlegung eines bedeutenden Kranken- und Pensionsfonds. Für die Schulhausbauten in Thal-Dorf gab sie beiden Konfessionen große Beiträge. Auch vermachte sie ein Fondskapital, dessen Zinsen alljährlich auf Wechnachten an die Armen ohne Unterschied verteilt werden sollen. Auch im stillen tat sie viel Gutes, doch vergewisserte sie sich gern, ob es auch

wohl angewendet sei. Sie war eine gute Katholikin, dabei stets sehr duldsam gegen andere Konfessionen, und eine freie, weitherzige Lebensanschauung war ihr besonderer Charakterzug.

Josephine Dufour und ihr Geschäftsteilhaber waren glücklich in der Wahl ihrer Mitarbeiter, und sie wußten mit viel Klugheit und 5 scharfem Blick die richtigen Leute zu finden. Im Jahre 1855 nahmen sie einen jungen Mann ins Geschäft auf, der später ihre beste Stütze und ein eifriger Anteilhaber geworden ist, den vor einigen Jahren als Nationalrat gestorbenen Christoph Tobler. Als weiterer Mitarbeiter wurde sieben Jahre später dessen jüngerer Bruder — August Tobler — 10 ebenfalls ins Geschäft eingeführt, und so war eine neue, einsichtige Arbeitskraft gewonnen. Er half später, wenn der Bruder auswärts wollte, tüchtig mit in der Geschäftsleitung.

Noch ein paar Jahre, und Frau Dufours eigener Sohn kehrte nach Aufenthalt in England und Lyon in die Heimat zurück, um neben 15 seiner Mutter tätig zu sein. Viele Jahre gedeihlicher Entwicklung folgten, bis der deutsch-französische Krieg eine große Stockung in Handel und Verkehr brachte. Um so größer aber wurde der Aufschwung in den siebziger und achtziger Jahren. Neue Geschäfte wurden gegründet; an die zehn Firmen waren es, die alle ihr Beuteltuch ober- 20 halb Thal, in Walzenhausen, Heiden, Wolfshalden und in andern Dörfern des appenzellischen Vorderlandes weben ließen, so daß nachgerade ein Arbeitermangel entstand und die Firma Dufour & Co. diese Weberei auch nach Herisau und in die Gegend von Flawil verpflanzen mußte. Mit der Zunahme der Konkurrenz wuchs auch das Bedürfnis nach 25 weiteren Absatzgebieten. Da war es Nationalrat Tobler, der seiner Prinzipalin die Mähen der Reisen abnahm und bis an die Wolga, in Amerika aber bis in die Gebiete am Mississippi und am Lorenzo-  
strom fuhr.

Nach Jahren angestrebter Arbeit mochte Frau Dufour wohl mit 30 dankbarer Freude von den Fenstern ihres Wohnhauses ihren weithin abgerundeten Besitz betrachten. Eine außergewöhnliche Arbeitskraft, Erfolg, Reichtum waren ihr zuteil geworden, und es schien, als ob der Himmel Gabe um Gabe dieser einen zugeschüttet habe. Aber ein schwerer Verlust kam über sie. Ihr Sohn zog sich von dem Geschäfte 35 zurück, um in Luzern seinen Wohnsitz aufzuschlagen, und bald folgte noch ein härterer Schlag: er erkrankte gefährlich. Sie eilte zu ihm, um in der Pflege mitzuhelfen, aber alles war umsonst; er starb 1889. Alle Arbeit hatte ihre eiserne Gesundheit ertragen, aber dieser Schmerz warf sie aufs Krankenlager. Nochmals indes triumphierte die Macht 40

ihres Geistes und zwang den müden Körper zum Weiterarbeiten. Nun knüpfte sie auch das geschäftliche Verhältnis zu ihrem Mitarbeiter Tobler fester; seit 1890 bildeten Josephine Dufour und Christoph Tobler die verantwortlichen Inhaber der Firma. Eines aber machte  
 5 die Beziehungen zwischen der Herrin und ihrem Helfer ganz besonders eng: das war ihre Freundschaft mit Toblers Mutter. Diese war in den Tagen zunehmenden Alters Josephinens Vertraute in Freud und Leid. Sich gegenseitig höchachtend, kamen die beiden Frauen oft zusammen, tauschten die reichen Lebenserfahrungen aus und sprachen  
 10 über religiöse und weltliche Dinge, von sozialen Aufgaben und von den praktischen Verhältnissen, von Landwirtschaft und Geschäft. Aber auch zwischen den übrigen Familiengliedern der beiden Brüder Tobler und Madame Dufour bestanden enge freundschaftliche Beziehungen.

Doch es nahte die Zeit, da ihre körperliche Kraft abnahm, langsam  
 15 und schmerzlos — die geistige versagte niemals — obwohl sie doch ins hohe Alter von 80 Jahren vorgerückt war. Da saß sie denn auf ihrem einfachen Polsterstuhl in der Ecke eines Bureaus, wo sie las, strickte oder sticke, und von wo aus sie den Gang des Geschäftes überblicken konnte. So nahm sie dann lebhaftesten Anteil am Kleinsten  
 20 wie am Größten. Auch als sie nicht mehr ins Bureau kommen konnte, bekümmerte sie sich noch eingehend um den Gang des Geschäftes und wünschte alle Tage Bericht hierüber.

Und nun wurde ihr noch eine letzte Freude zuteil. Ihr Enkel hatte den Entschluß gefaßt, in Thal zu wohnen und in das Geschäft einzu-  
 25 treten. Damit war ihr ein Herzenswunsch erfüllt. Dann nahte der Tag, da sie sich zum Sterben legte. Am 15. August 1901 war es, als der machtvolle Geist dieser bedeutenden Frau schied, ohne Kampf, im tiefsten Frieden. Ihr Bild aber lebt fort in der Gegend, in der sie gewirkt, und wo sie sich den Dank vieler verdiente, weil sie vielen wohl-  
 30 getan hat.

Nach R. Bergmann in „Die Schweizerfrau“.

### 91. Heinrich Schliemann.

Es ist in dem kleinen Städtchen Fürstenberg in Mecklenburg-Schwerin. Ein blasser, schwächtiger junger Mensch von etwa achtzehn Jahren, in dünner Jacke und ausgewachsenen Hosen, mit roten, auf-  
 35 gesprungenen Händen mühte sich, ein schweres Faß mit Öl, das er aus dem Hof hereingebracht, die Stufen zum Laden hinaufzuschieben. Immer wieder stemmt er sich gegen das Faß, es ist zu schwer für seine Kraft; da, noch ein Ruck, das Faß hebt sich, im selben Augenblick muß